



Leseprobe

J. R. Ward

Black Dagger - Zsadist & Bella

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 12. Oktober 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Doppelband 3 der BLACK-DAGGER-Saga: enthält "Mondspur" und "Dunkles Erwachen"

Vampirkrieger Zsadist hat sich unsterblich in die schöne Vampiraristokratin Bella verliebt. Doch auch sein Zwillingsbruder Phury hat ein Auge auf Bella geworfen, und Zsadist steht tief in Phurys Schuld, denn einst rettete dieser ihm das Leben ...



Autor

J. R. Ward

J. R. Ward begann bereits während des Studiums mit dem Schreiben. Nach dem Hochschulabschluss veröffentlichte sie die BLACK DAGGER-Serie, die in kürzester Zeit die amerikanischen Bestsellerlisten eroberte. Die Autorin lebt mit ihrem Mann in Kentucky und gilt seit dem überragenden Erfolg der Serie als Star der romantischen Mystery.

J. R. WARD

Black Dagger

ZSADIST & BELLA

Roman

Mit spannendem Bonusmaterial
zu Zsadist & Bella

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:
LOVER AWAKENED
Aus dem Amerikanischen von Astrid Finke



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Überarbeitete Neuausgabe 11/2015
Copyright © 2006 by Jessica Bird
Copyright © 2008 Bonusmaterial
by Jessica Bird
Copyright © 2015 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München
Satz: Buch-Werksatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31713-0

Gewidmet: Dir
Niemand kann dir je gleichen.
Für mich ... bist du der Einzige.
Mir fehlen die Worte dafür ...

»Verflucht noch mal, Zsadist! Lass den Scheiß ...«

Phurys Stimme übertönte nur mit Mühe das Geräusch des Aufpralls vor ihnen. Und sie hielt seinen Zwillingsbruder nicht davon ab, bei achtzig Sachen aus dem fahrenden Escalade zu springen.

»V, er ist draußen! Kehrtwende!«

Phurys Schulter knallte gegen das Fenster, als Vishous das Steuer des SUVs gekonnt herumriss. Die Scheinwerfer wirbelten herum und strichen über Z hinweg, der sich auf dem schneebedeckten Asphalt abrollte. Nur den Bruchteil einer Sekunde später sprang er wieder auf die Füße und sprintete auf die qualmende, zerknitterte Limousine zu, die jetzt einen Baumstamm als Dekoration auf der Motorhaube trug.

Ohne seinen Bruder aus den Augen zu lassen, tastete Phury nach seinem Sicherheitsgurt. Die *Lesser*, die sie hier hinaus an den Rand von Caldwell gejagt hatten, mochten vielleicht von den Gesetzen der Physik rüde an der Weiterfahrt gehindert worden sein, aber das hieß nicht, dass sie aus dem Verkehr gezogen waren. Diese untoten Dreckskerle waren ziemlich hart im Nehmen.

Der Escalade blieb ruckartig stehen. Phury riss die Tür auf seiner Seite auf, während er gleichzeitig die Beretta zog. Schwer zu sagen, wie viele *Lesser* in dem Auto saßen,

oder was für Munition sie dabei hatten. Die Feinde der Vampire traten normalerweise in Rudeln auf und waren immer schwer bewaffnet – *Verfluchte Scheiße!* Drei hellhaarige Jäger stiegen aus, und nur der Fahrer wirkte von dem Unfall ein bisschen angeschlagen.

Das miserable Kräfteverhältnis bremste Zsadist nicht im Mindesten. Lebensmüder Wahnsinniger, der er war, stürzte er sich mit gezogenem schwarzem Dolch unbeirrbar auf die untote Dreiergruppe.

Inzwischen stürmte auch Phury quer über die Straße, dicht gefolgt von Vishous. Leider waren sie völlig überflüssig.

Die Luft war von geräuschlosem Schneegestöber erfüllt, und der süße Duft der Kiefern mischte sich mit dem aus dem zerstörten Auto austretenden Benzin. Zsadist erledigte alle drei *Lesser* allein mit seinem Dolch. Zuerst zerschnitt er ihnen die Sehnen der Kniekehlen, damit sie nicht mehr weglaufen konnten, dann brach er ihnen die Arme, damit sie sich nicht mehr wehren konnten, und schließlich schleifte er sie über den Boden und reihte sie nebeneinander auf wie schauerliche Puppen.

Das Ganze dauerte maximal viereinhalb Minuten, inklusive dem Einsammeln der Ausweise und Führerscheine. Danach hielt Zsadist kurz inne und schöpfte Atem. Als er so auf die Ölspur aus schwarzem Blut blickte, die sich über den weißen Schnee zog, stieg Dampf von seinen Schultern auf, ein merkwürdig sanft wirkender Dunst, der vom eiskalten Wind verweht wurde.

Phury steckte seine Beretta wieder in das Holster zurück und verspürte eine leichte Übelkeit, als hätte er eine Familienpackung Butter verdrückt. Unbehaglich rieb er sich das Brustbein, sah sich zuerst nach links um, dann nach rechts.

Die Route 22 war zu dieser nachtschlafenden Zeit außerhalb Caldwells wie ausgestorben. Menschliche Zeugen waren höchst unwahrscheinlich. Und Rehe zählten nicht.

Er wusste, was jetzt kam. Versuchte erst gar nicht, es aufzuhalten.

Zsadist kniete sich hin und beugte sich über einen der *Lesser*, das vernarbte Gesicht verzerrt vor Hass, die zerstörte Oberlippe gefletscht, die Fänge länger als die eines Tigers. Mit seinem kurz geschorenen Haar und den eingefallenen Wangen sah er aus wie der Sensenmann höchstpersönlich; und wie Gevatter Tod störte es auch ihn nicht im Geringsten, in der Kälte zu arbeiten. Er war besser bewaffnet als angezogen; trug lediglich einen schwarzen Rolli und eine weite schwarze Hose am Leib, doch über seine Brust spannte sich das Markenzeichen der Bruderschaft der Black Dagger, die gekreuzten Dolchhalfter. Um die Oberschenkel hatte er zwei weitere Messer geschnallt, und in seinem Pistolengurt steckten zwei SIG Sauer.

Wobei er die Neun-Millimeter-Waffen nie benutzte. Er wurde lieber persönlich, wenn er tötete. Das waren die einzigen Momente, in denen er überhaupt jemandem nahekam.

Jetzt packte Z den *Lesser* am Kragen seiner Lederjacke, riss seinen Oberkörper heftig vom Boden hoch und hielt ihn sich ganz dicht vor das Gesicht.

»Wo ist die Frau?« Als er außer einem gemeinen Lachen keine Antwort bekam, verpasste Z dem Vampirjäger einen Fausthieb. Der Schlag hallte in den Bäumen wider, ein hartes Geräusch wie von einem zerbrechenden Ast.
»Wo ist die Frau?«

Das höhnische Grinsen machte Z so wütend, dass er sein eigener Polarkreis wurde. Die Luft um seinen Kör-

per herum lud sich magnetisch auf und wurde kälter als die Nacht. Keine Schneeflocke war mehr in seiner Nähe zu sehen, als lösten sie sich durch die Kraft seines Zorns in Nichts auf.

Hinter sich hörte Phury ein leises Knistern und blickte sich um. Vishous zündete sich eine Selbstgedrehte an, die Tattoos um seine linke Schläfe herum und das Ziegenbärtchen um seinen Mund leuchteten im orangefarbenen Schein der Flamme auf.

Beim Geräusch eines weiteren Faustschlags nahm V einen tiefen Zug und ließ den Blick seiner diamantklaren Augen zur Seite wandern. »Alles klar bei dir, Phury?«

Nein, nichts war klar. Zs aggressives Wesen war schon immer legendär gewesen, doch in letzter Zeit war er so brutal geworden, dass man ihm kaum noch zusehen konnte. Das bodenlose, seelenlose Nichts in ihm war völlig entfesselt, seitdem Bella von den *Lessern* entführt worden war.

Und immer noch gab es keine Spur von ihr. Die Brüder hatten keine Hinweise, keine Anhaltspunkte, absolute Fehlanzeige, wohin sie auch blickten. Trotz Zs knallharter Befragungstechnik.

Phury war selbst völlig fertig wegen der Entführung. Zwar kannte er Bella noch nicht lange, doch sie war eine so schöne Frau, aus der obersten Adelschicht ihrer Rasse. Für ihn allerdings hatte sie mehr bedeutet als nur eine edle Blutlinie. So viel mehr. Sie hatte jenseits seines Zölibatschwurs den Mann hinter der Selbstbeherrschung berührt, hatte etwas in ihm aufgewühlt, das er tief in sich verborgen hatte. Er versuchte ebenso verzweifelt, sie zu finden wie Zsadist, doch nach sechs Wochen verlor er langsam den Glauben daran, dass sie noch lebte. Die *Lesser* folter-

ten Vampire, um Informationen über die Bruderschaft aus ihnen herauszubekommen, und wie der Rest der Zivilbevölkerung wusste sie nur wenig über die Brüder. Sicherlich hatte man sie inzwischen getötet.

Seine einzige Hoffnung war, dass sie nicht tage- oder gar wochenlang durch die Hölle gehen müssen, bevor sie in den Schleier eingehen durfte.

»Was habt ihr mit der Frau gemacht?«, knurrte Zsadist den nächsten *Lesser* an. Als er nur ein »Leck mich« zu hören bekam, biss er den Scheißkerl in einer bemerkenswerten Imitation von Mike Tyson.

Warum allerdings Zsadist sich überhaupt derart um eine vermisste Vampirin kümmerte, kapierte keiner in der Bruderschaft. Er war bekannt für seinen Frauenhass – ach was, er war dafür geradezu *gefürchtet*. Warum also ausgerechnet Bella ihm etwas bedeutete, blieb ein Rätsel.

Während das Echo von Zs schmutziger Arbeit die Einsamkeit des Waldes durchbrach, spürte Phury, wie er selbst der Befragung nicht standhielt, obwohl die *Lesser* stark blieben und keinerlei Information preisgaben.

»Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte«, flüsterte er kaum hörbar.

Zsadist war das Einzige, was er im Leben hatte, außer der Mission der Bruderschaft, die Vampire gegen die *Lesser* zu verteidigen. Jeden Tag schlief Phury allein, wenn er überhaupt schlief. Essen verschaffte ihm nur wenig Lust. Frauen standen wegen seines Zölibats nicht zur Debatte. Und jede einzelne Sekunde machte er sich Sorgen, was Zsadist als Nächstes abziehen und wer dadurch verletzt werden würde. Er fühlte sich, als stürbe er an tausend Stichen, als verblutete er ganz langsam. Eine Ersatzzielscheibe für die gesammelte Mordlust seines Zwillingsbruders.

V streckte die Hand mit dem Handschuh aus und umschloss Phurys Hals. »Sieh mich an, Mann.«

Phury schielte zu ihm herüber und zuckte zusammen. Die Pupille von Vishous' linkem Auge – dem mit der Tätowierung darum – dehnte sich, bis man nichts mehr sah als ein schwarzes Loch.

»Vishous, nein ... ich will nicht ...« Scheiße. Das fehlte ihm gerade noch, jetzt etwas über die Zukunft zu erfahren. Wie sollte er, bitte schön, damit umgehen, dass alles nur noch schlimmer werden würde?

»Der Schnee fällt heute Nacht langsam«, sagte V und rieb sich mit dem Daumen über eine pulsierende Halsader.

Phury blinzelte, eine merkwürdige Ruhe senkte sich über ihn, sein Herzschlag verlangsamte sich auf den Rhythmus von Vs Daumen.

»Der Schnee ... er fällt so langsam.«

»Ja ... ja, das tut er.«

»Und wir hatten in diesem Jahr viel Schnee, nicht wahr?«

»Ähm ... ja.«

»Ja ... viel Schnee, und es wird noch mehr kommen. Heute Nacht. Morgen. Nächsten Monat. Nächstes Jahr. Die Flocken kommen, wann sie wollen, und fallen, wo sie wollen.«

»Das stimmt«, entgegnete Phury leise. »Man kann es nicht aufhalten.«

»Nur der Boden kann es aufhalten.« Der Daumen hörte auf zu reiben. »Mein Bruder, für mich siehst du nicht aus wie der Erdboden. Du wirst den Schnee nicht aufhalten. Niemals.«

Eine Reihe von Knallgeräuschen ertönte, gefolgt von Lichtblitzen, als Z den *Lessern* den Dolch in die Brust stieß, und die Körper sich in nichts auflösten. Dann hörte

man nur noch das Zischen des kaputten Kühlers und Zs schweres Atmen.

Wie ein Gespenst erhob er sich von dem schwarz durchtränkten Boden, das Blut der *Lesser* strömte ihm über Gesicht und Arme. Seine Aura war ein schimmernder Dunst der Gewalt, der die Szenerie hinter ihm zum Flimmern brachte und den Wald um den Umriss seines Körpers herum unscharf wirken ließ.

»Ich fahre in die Stadt«, sagte er und wischte sich die Klinge am Oberschenkel ab, »und suche mir ein paar weitere.«

Unmittelbar bevor Mr. O wieder loszog, um Vampire zu jagen, öffnete er die Trommel seiner Neun-Millimeter-Smith-&-Wesson und untersuchte das Innere des Laufs. Die Waffe musste dringend gereinigt werden, genau wie seine Glock. Er hatte zwar noch jede Menge andere Sachen auf seiner Erledigungsliste stehen, aber nur ein Vollidiot pflegte seine Knarren nicht. Ein *Lesser* musste immer tadellose Waffen bei sich haben. Bei einem Gegner wie der Bruderschaft der Black Dagger durfte man sich keine Nachlässigkeit erlauben.

Auf seinem Weg quer durch das Überzeugungszentrum machte er einen Schlenker um den Autopsietisch herum, den sie für ihre Arbeit benutzten. Das Gebäude bestand aus einem einzigen Raum ohne Isolierung und ohne Bodenbelag, doch da keine Fenster eingebaut waren, drang immerhin kaum Wind ein. Es gab eine Pritsche, auf der er schlief. Eine Dusche. Keine Toilette oder Küche, da *Lesser* nicht aßen. Das Gebäude roch immer noch nach frischem Holz, da es erst vor eineinhalb Monaten erbaut worden

war. Es roch außerdem nach dem Petroleumradiator, mit dem sie es beheizten.

Das Inventar beschränkte sich auf ein Regal, das sich über die gesamte, fünfzehn Meter lange Wand vom nackten Erdboden bis zu den Dachsparren erstreckte und in dem ihr Werkzeug ordentlich auf den Brettern aufgereiht lag: Messer, Schraubstöcke, Zangen, Hammer, Fuchschwänze. Alles, was einer Kehle einen Schrei entreißen konnte, war hier vorhanden.

Doch das Gebäude war nicht nur eine Folterkammer; es diente auch zur Verwahrung Gefangener. Vampire über einen längeren Zeitraum einzusperren war knifflig, denn sie konnten einem direkt vor der Nase weg verpuffen, wenn sie es schafften, sich zu entspannen und zu konzentrieren. Stahl hinderte sie an dieser Magie, aber eine Zelle mit Gitterstäben wiederum schirmte die Blutsauger nicht vor dem Sonnenlicht ab, und einen geschlossenen Raum aus massivem Stahl zu bauen war unpraktisch. Was allerdings prächtig funktionierte, war ein Abflussrohr aus Wellblech, das vertikal in den Boden eingelassen war. Beziehungsweise drei davon.

O war stark versucht, zu den Aufbewahrungsrohren hinüberzugehen, wusste aber ganz genau, dass er dann den Absprung nicht mehr schaffen würde. Und er hatte Quoten zu erfüllen. Der stellvertretende Befehlshaber nach dem *Haupt-Lesser* zu sein, verschaffte ihm einige Boni, wie zum Beispiel diese Einrichtung leiten zu dürfen. Gleichzeitig musste er aber, wenn er seine Privatsphäre schützen wollte, eine angemessene Performance zeigen.

Was zum Beispiel auch bedeutete, seine Waffen in Schuss zu halten, selbst wenn er eigentlich lieber etwas anderes tun würde. Er schob einen Erste-Hilfe-Kasten beiseite,

schnappte sich die Waffenreinigungskiste und zog einen Stuhl an den Autopsietisch.

Die einzige Tür des Gebäudes schwang ohne Anklopfen auf. O blickte über die Schulter, doch beim Anblick des Besuchers zwang er sich dazu, den entnervten Ausdruck von seinem Gesicht zu wischen. Mr. X war nicht willkommen, aber da er nun mal der Boss der Gesellschaft der *Lesser* war, konnte er ihn schlecht abweisen. Schon alleine aus Selbsterhaltungstrieb.

Wie er so unter der nackten Glühbirne stand, sah der *Haupt-Lesser* deutlich wie ein Mann aus, mit dem man sich besser nicht anlegte, falls man an seinem eigenen Körper hing. Knapp zwei Meter groß und eine Statur wie ein Auto: quadratisch und stahlhart. Und wie alle anderen Mitglieder der Gesellschaft, die ihre Initiation schon längere Zeit hinter sich hatten, waren all seine Pigmente verblasst. Seine weiße Haut nahm niemals einen rosigen Schimmer an. Sein Haar hatte die Farbe eines Spinnennetzes. Die Augen zeigten das helle Grau eines bedeckten Himmels und waren ebenso glanzlos und stumpf.

Lässig begann Mr. X durch den Raum zu schlendern und sich umzusehen. Er wollte nicht überprüfen, ob aufgeräumt war, so viel war klar – er suchte etwas. »Man hat mir erzählt, Sie hätten gerade einen Neuen bekommen.«

O ließ den Lappen sinken und zählte im Geiste die Waffen, die er am Körper trug. Ein Wurfmesser am rechten Oberschenkel; die Glock im Hosenbund. Er wünschte, er hätte mehr. »Den hab ich vor etwa fünfundvierzig Minuten in der Innenstadt vor dem *Zero Sum* aufgelesen. Er steckt in einem der Löcher und kommt gerade wieder zu sich.«

»Gut gemacht.«

»Ich hatte eigentlich vor, direkt noch mal loszugehen, jetzt sofort.«

»Ach ja?« Mr. X blieb vor dem Regal stehen und nahm ein Jagdmesser mit Wellenschliff in die Hand. »Wissen Sie, ich habe etwas verdammt Beunruhigendes gehört.«

O hielt den Mund und ließ die Hand auf den Oberschenkel gleiten, näher an den Griff seines Messers.

»Wollen Sie mich gar nicht fragen, was?«, der *Haupt-Lesser* spazierte auf die drei Aufbewahrungsrohre in der Erde zu. »Vielleicht, weil Sie das Geheimnis bereits kennen?«

Unmerklich umschloss O das Messer mit der Handfläche, als Mr. X über den Abdeckungen aus Drahtgeflecht verweilte, die auf den Abflussrohren lagen. Die ersten beiden Gefangenen gingen ihm am Allerwertesten vorbei. Der dritte jedoch ging niemanden etwas an.

»Nichts frei, Mr. O?« Mit der Spitze seines schweren Stiefels tippte Mr. X gegen eines der Seile, die in jedes der Löcher hinabreichten. »Ich dachte, Sie hätten zwei getötet, weil die Jungs nichts Weltbewegendes zu erzählen hatten.«

»Stimmt.«

»Einschließlich des Vampirs, den sie heute festgesetzt haben, müsste dann eines der Rohre frei sein. Stattdessen sind unsere Röhren voll besetzt.«

»Ich habe noch einen gefangen.«

»Wann?«

»Gestern Nacht.«

»Sie lügen.« Mr. X schob den Drahtdeckel mit dem Fuß von der dritten Röhre.

Os erster Impuls war, auf die Füße zu springen, mit zwei Sätzen bei Mr. X zu sein und ihm das Messer in die Kehle zu rammen. Doch so weit würde er gar nicht kommen.

Der *Haupt-Lesser* hatte einen raffinierten Trick drauf, mit dem er seine Untergebenen auf der Stelle erstarren lassen konnte. Es genügte, den fraglichen Kandidaten einfach anzusehen.

Also blieb O, wo er war, und bebte vor Anstrengung, seinen Hintern unbeweglich auf dem Stuhl zu lassen.

Mr. X holte eine Taschenlampe aus der Hosentasche, knipste sie an und richtete den Strahl in das Loch. Als ein ersticktes Quieken zu hören war, weiteten sich seine Augen. »Ich will verdammt sein, es ist wirklich eine Frau! Warum zum Teufel weiß ich davon nichts?«

Ganz langsam stand O auf. Das Messer hing unter der weiten Cargohose an seinem Oberschenkel. Den Griff hatte er fest in der Hand. »Sie ist neu«, sagte er.

»Darüber habe ich aber etwas anderes gehört.«

Mit schnellen Schritten ging Mr. X ins Badezimmer und riss den Plastikduschvorhang zurück. Fluchend trat er gegen die Shampooflaschen und Babyöltiegel, die in einer Ecke aufgereiht standen. Dann lief er zum Munitionsschrank und zog die Kühlbox heraus, die dahinter versteckt war. Er stellte sie auf den Kopf, sodass die Vorräte darin auf den Boden fielen. Da *Lesser* keine Nahrung zu sich nahmen, war das ein eindeutiges Geständnis.

Mr. X' bleiche Miene war wutverzerrt. »Sie halten sich hier also ein Haustier?«

O wog seine möglichen Ausreden ab, während er gleichzeitig die Entfernung zwischen ihnen beiden abschätzte. »Sie ist wertvoll. Ich benutze sie bei den Befragungen.«

»Und wie?«

»Die männlichen Mitglieder der Gattung mögen es nicht, wenn eine Frau verletzt wird. Sie ist ein Ansporn, die Wahrheit zu sagen.«

Mr. X' Augen verengten sich. »Warum haben Sie mir nichts von ihr erzählt?«

»Das hier ist mein Zentrum. Sie haben es mir übertragen, und ich darf es nach meinem Ermessen leiten.« Und wenn er den Dreckskerl finden würde, der geplaudert hatte, würde er ihm die Haut in Streifen abziehen. »Ich kümmer mich gut um den Laden hier, und das wissen Sie auch. Wie ich meine Arbeit erledige, sollte Ihnen eigentlich egal sein.«

»Ich hätte davon erfahren müssen.« Urplötzlich wurde Mr. X ganz ruhig. »Haben Sie mit dem Messer in Ihrer Hand etwas Bestimmtes vor, mein Sohn?«

Ja, Papi, stell dir vor, das hab ich. »Habe ich hier das Sagen oder nicht?«

Mr. X verlagerte sein Gewicht auf die Fußballen, und O wappnete sich für eine Auseinandersetzung.

Bloß, dass genau in diesem Augenblick sein Handy klingelte. Das erste Klingeln klang schrill in der angespannten Stille, wie ein Schrei. Das zweite wirkte schon weniger aufdringlich. Das dritte war keine große Sache mehr.

Als ihre frontale Konfrontation abgebrochen worden war, dämmerte O langsam, dass er nicht ganz klar im Kopf war. Er war ein großer Bursche und ein extrem guter Kämpfer, aber gegen Mr. X' Tricks kam er nicht an. Und wenn O verletzt oder getötet wurde, wer sollte sich dann um seine Frau kümmern?

»Gehen Sie dran«, befahl Mr. X. »Und stellen Sie auf Lautsprecher.«

Der Anruf kam von einem weiteren Elitekämpfer. Drei *Lesser* waren am Straßenrand keine drei Kilometer von hier entfernt eliminiert worden. Ihr Auto war um einen

Baum gewickelt aufgefunden worden, die Brandflecke ihrer Auflösung hatten den Schnee geschmolzen.

Verdammter Mist. Die Black Dagger. Wieder einmal.

Als O aufgelegt hatte, fragte Mr. X: »Wie sieht's aus, wollen Sie sich mit mir anlegen, oder wollen Sie lieber an die Arbeit gehen? Eins davon wird ihr sicherer Tod sein. Sie können es sich aussuchen.«

»Habe ich hier das Sagen?«

»Solange Sie mir geben, was ich brauche.«

»Ich habe schon haufenweise Zivilisten hierhergebracht.«

»Leider erzählen die nicht gerade viel.«

O ging zu dem offenen Rohr und deckte es wieder ab, ohne Mr. X auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Dann stellte er seinen Stiefel auf die Abdeckung und blickte dem *Haupt-Lesser* direkt in die Augen.

»Ich kann auch nichts dafür, dass die Bruderschaft sich selbst ihrer eigenen Gattung gegenüber so geheimnisvoll gibt.«

»Möglicherweise müssen Sie sich ein bisschen mehr anstrengen.«

Sag nicht, er soll dich am Arsch lecken, dachte O. *Wenn du diese Probe deiner Willenskraft nicht überstehst, ist deine Frau Hundefutter.*

Während O mühsam versuchte, sich zurückzuhalten, lächelte Mr. X. »Ihre Beherrschung wäre noch bewundernswerter, wenn sie nicht die einzig mögliche Reaktion wäre. Aber lassen Sie uns über die heutige Nacht reden. Die Brüder werden nach den Kanopen der ausgeschalteten Jäger suchen. Fahren Sie schleunigst zu Mr. H nach Hause und holen Sie seine Kanope ab. Ich werde jemanden zu As Wohnung schicken und mich um D selbst kümmern.«

An der Tür blieb Mr. X noch einmal stehen. »Und was die Vampirin betrifft ... Wenn Sie sie als Werkzeug benutzen, dann behalten Sie sie von mir aus. Aber wenn Sie das Weibsstück hier aus einem anderen Grund einquartiert haben, dann haben wir ein Problem. Wenn Sie weich werden, verfüttere ich Sie Stück für Stück an Omega.«

O erschauerte nicht einmal. Er hatte Omegas Folter schon einmal über sich ergehen lassen, und er würde es sicher auch wieder überstehen. Für seine Frau würde er alles durchstehen.

»Also, was haben Sie mir zu sagen?«, herrschte ihn der *Haupt-Lesser* an.

»Ja, Sensei.«

Ungeduldig wartete O, bis er hörte, wie Mr. X Auto sich entfernte. Sein Herz ratterte dabei wie ein Elektrotacker. Er wollte seine Frau aus der Röhre holen und ihren Leib an seinem Körper spüren, doch dann würde er nicht mehr die Kraft finden, hier wegzukommen. Um sich etwas zu beruhigen, reinigte er schnell seine S&W und füllte die Munition auf. Es half nicht besonders, aber wenigstens zitterten seine Hände nicht mehr, als er damit fertig war.

Auf dem Weg zur Tür nahm er die Schlüssel zu seinem Pick-up mit und aktivierte den Bewegungsmelder über dem dritten Loch. Diese kleine Spielerei war ein echter Lebensretter. Wenn irgendetwas den Infrarotlaser durchbrach, würde eine Gewehrsalve aus drei Richtungen gleichzeitig losgehen und dem Vorwitzigen ein paar richtig große Löcher verpassen.

Bevor er ging, blieb er noch einmal zögernd stehen. Gott, er wollte sie im Arm halten. Bei dem Gedanken, seine Frau zu verlieren, drehte er einfach durch. Diese Vam-

pirin ... sie war jetzt sein Grund zu leben. Nicht die Gesellschaft. Oder das Töten.

»Ich gehe aus, Frau, benimm dich anständig.« Er wartete. »Ich komme bald wieder, und dann werden wir dich waschen.« Als keine Antwort kam, fragte er: »Frau?«

O schluckte zwanghaft. Es half nichts, sich zu ermahnen, ein Mann zu sein, er konnte einfach nicht gehen, ohne ihre Stimme zu hören.

»Lass mich nicht ohne Abschied gehen.«

Stille.

Der Schmerz sickerte in sein Herz und steigerte seine Liebe für sie noch. Er atmete tief ein, das köstliche Gewicht der Verzweiflung setzte sich auf seiner Brust fest. Er hatte geglaubt, die Liebe zu kennen, bevor er ein *Lesser* wurde. Er hatte geglaubt, Jennifer, die Frau, mit der er jahrelang verbunden gewesen war, die er geliebt und geschlagen hatte, sei etwas Besonderes gewesen. Doch erst jetzt wusste er, was wahre Leidenschaft war. Seine Gefangene war der brennende Schmerz, durch den er sich wieder wie ein Mensch fühlte. Sie war die Seele, die seine eigene ersetzte, die er Omega geschenkt hatte. Durch sie lebte er, obwohl er untot war.

»Ich komme zurück, so schnell ich kann, Frau.«

In ihrem Loch sackte Bella zusammen, als sie die Tür zuschlagen hörte. Die Tatsache, dass der *Lesser* völlig neben der Spur war, bloß weil sie ihm nicht geantwortet hatte, gefiel ihr. Das hieß ja wohl, dass sein Wahnsinn jetzt vollkommen war, oder nicht?

Seltsam, dass ein Ende im Irrsinn auch auf sie wartete. Von dem Moment an, als sie vor wie vielen Wochen auch

immer in diesem Rohr aufgewacht war, hatte sie angenommen, dass ihr Tod ganz konventionell sein würde, von der Sorte, die mit einem schwer beschädigten Körper einherging. Doch nein, zuerst starb ihr Geist, während ihr Körper bei relativer Gesundheit blieb.

Die Psychose hatte sich Zeit gelassen damit, Besitz von ihr zu ergreifen, und wie bei einer körperlichen Krankheit war sie in Stufen vorangeschritten. Zunächst war sie zu verängstigt gewesen, um an irgendetwas anderes zu denken als daran, wie sich die Folter anfühlen würde. Doch die Tage verstrichen, und nichts dergleichen war geschehen. Der *Lesser* schlug sie zwar, und seine Blicke auf ihrem Körper waren ekelerregend, aber er tat ihr nicht das an, was er den anderen Vampiren antat. Und er vergewaltigte sie auch nicht.

Als Reaktion darauf hatten sich ihre Gedanken allmählich verschoben, ihre Lebensgeister waren wieder erwacht, und sie hatte die Hoffnung genährt, doch noch gerettet zu werden. Diese Phönix-aus-der-Asche-Periode hatte einige Zeit angehalten. Eine ganze Woche vielleicht, obwohl der Lauf der Tage schwer nachzuhalten war.

Aber dann hatte ihr unaufhaltsamer Niedergang begonnen, und was sie nach unten gezogen hatte, war der *Lesser* selbst gewesen. Es hatte ein Weilchen gedauert, bis sie es begriffen hatte, doch sie hatte eine bizarre Macht über ihren Geiselnnehmer, und nach einer gewissen Zeit hatte sie angefangen, diese zu benutzen. Erst hatte sie nur ihre Grenzen ausgetestet. Später quälte sie ihn einzig und allein aus dem Grund, weil sie ihn so sehr hasste und wollte, dass er litt.

Der *Lesser*, der sie verschleppt hatte ... liebte sie aus irgendeinem Grund. Von ganzem Herzen. Manchmal brüll-

te er sie an, manchmal machte er ihr auch Angst, wenn er eine seiner Launen hatte, doch je härter, je ablehnender sie zu ihm war, desto besser behandelte er sie. Wenn sie ihn nicht in ihre Augen sehen ließ, geriet er vor lauter Panik ins Wanken. Wenn er ihr Geschenke brachte und sie sie zurückwies, weinte er. Mit wachsender Inbrunst sorgte er sich um sie und bettelte um ihre Aufmerksamkeit. Er kuschelte sich an sie, und wenn sie ihn nicht an sich heranließ, dann brach er zusammen.

Mit seinen Gefühlen zu spielen stellte momentan ihre gesamte, hasserfüllte Welt dar, und die Grausamkeit, die sie nährte, brachte sie um. Einst war sie ein lebendiges Wesen gewesen, eine Tochter, eine Schwester ... ein Jemand ... Nun verlor sie alles Lebendige in diesem Albtraum, wurde so maskenhaft wie eine einbalsamierte Mumie, hart wie Zement.

O gütige Jungfrau der Schrift, sie wusste, er würde sie niemals gehen lassen. So sicher, als hätte er sie auf der Stelle getötet, hatte er ihr jede Zukunft genommen. Alles, was sie jetzt noch hatte, war diese grauenhafte, unendliche Gegenwart. Mit ihm.

Panik, ein Gefühl, das sie schon länger nicht mehr gespürt hatte, wallte in ihrer Brust auf.

In ihrer Verzweiflung, die vorherige Empfindungslosigkeit wiederzuerlangen, konzentrierte sie sich darauf, wie kalt es in der Erde war. Der *Lesser* kleidete sie in die Sachen, die er aus der Kommode und dem Schrank in ihrem eigenen Haus mitgenommen hatte, und sie trug lange Hosen und Fleecepullis ebenso wie warme Socken und Stiefel. Trotz alledem war die Kälte erbarmungslos, sie kroch durch alle Schichten, schlich sich in ihre Knochen und drang bis ins Mark ein.

Ihre Gedanken wanderten zu dem Bauernhaus, in dem sie nur so kurze Zeit gewohnt hatte. Sie hatte sich ein fröhliches Feuer im Wohnzimmerkamin angezündet und war so glücklich gewesen, allein sein zu dürfen ... Doch das waren böse Erinnerungen, böse Bilder. Sie erinnerten sie an ihr altes Leben, an ihre Mutter ... an ihren Bruder.

Lieber Himmel, Rehvenge. Rehv hatte sie wahnsinnig gemacht mit seiner Bevormundung, doch er hatte recht behalten. Wäre sie bei ihrer Familie geblieben, hätte sie niemals Mary kennengelernt, die menschliche Frau, die nebenan wohnte. Und niemals wäre sie in jener Nacht über die Wiese zwischen ihren Häusern gelaufen, um sicherzugehen, dass bei Mary alles in Ordnung war. Und niemals wäre sie dem *Lesser* in die Arme gelaufen ... also wäre es niemals so weit gekommen, dass sie gleichzeitig tot und am Leben war.

Wie lange ihr Bruder wohl nach ihr gesucht hatte? Hatte er inzwischen aufgegeben? Vermutlich. Nicht einmal Rehv konnte so lange ohne jede Hoffnung weitermachen.

Sie wäre jede Wette eingegangen, dass er nach ihr gesucht hatte, doch in gewisser Weise war sie froh, dass er sie nicht gefunden hatte. Obwohl er ein hochgradig aggressiver Vampir war, blieb er doch ein Zivilist und wäre sehr wahrscheinlich verletzt oder getötet worden, wenn er zu ihrer Rettung käme. Diese *Lesser* waren stark. Brutal und kraftvoll. Nein, um sie zurückzuholen, bedurfte es eines Kriegers, der dem Monster ebenbürtig war, das sie gefangen hielt.

Ein Bild von Zsadist tauchte vor ihrem geistigen Auge auf, so deutlich wie ein Foto. Sie sah seine wilden schwarzen Augen. Die Narbe, die über sein Gesicht lief und seine Oberlippe verzerrte. Die tätowierten Sklavenfesseln um

Hals und Handgelenke. Sie erinnerte sich an die Narben der Peitschenstriemen auf seinem Rücken. Und die Piercings in seinen Brustwarzen. Und seinen muskulösen, viel zu schlanken Körper.

Sie dachte an seinen böartigen, kompromisslosen Willen und an all seinen schnell entflammbaren Hass. Er war Furcht einflößend, eine düstere Legende ihrer Rasse. Nicht nur gebrochen, ein Wrack, in den Worten seines Zwillingsbruders. Er allein könnte dem *Lesser* die Stirn bieten. Zsadists Brutalität war vermutlich das Einzige, was sie noch retten konnte, wenn sie auch nicht ernsthaft damit rechnete, dass er nach ihr suchen würde. Sie war nichts als eine gewöhnliche Vampirin, der er zweimal begegnet war.

Und beim zweiten Mal hatte sie ihm schwören müssen, nie wieder in seine Nähe zu kommen.

Wieder überfiel sie die Angst; um das Gefühl im Zaum zu halten, redete sie sich ein, Rehveng suche immer noch nach ihr. Und dass er der Bruderschaft Bescheid geben würde, wenn er irgendeinen Hinweis auf ihren Aufenthaltsort fände. Vielleicht käme Zsadist dann, um sie zu suchen, weil es zu seinem Job gehörte.

»Hallo? Hallo? Ist da jemand?« Die zittrige männliche Stimme klang gedämpft, blechern.

Der neueste Gefangene, dachte sie. Anfangs versuchten sie immer, Kontakt aufzunehmen.

Bella räusperte sich. »Ich bin ... hier.«

Eine Pause entstand. »Gütige Jungfrau der Schrift ... bist du die Frau, die sie entführt haben? Bist du ... Bella?«

Ihren Namen zu hören war ein Schock. Scheiße, der *Lesser* nannte sie schon so lange *seine Frau*, dass sie ihren eigenen Namen beinahe schon vergessen hatte. »Ja ... ja, das bin ich.«

»Du lebst noch.«

Zumindest schlug ihr Herz noch. »Kenne ich dich?«

»I-ich war auf deiner Beerdigung. Mit meinen Eltern, Ralstam und Jilling.«

Bella fing an zu zittern. Ihre Mutter und ihr Bruder ... hatten sie zu Grabe getragen. Andererseits war das nicht verwunderlich. Ihre Mutter war tief religiös und glaubte fest an die alten Traditionen. Wenn sie vom Tod ihrer Tochter überzeugt war, hatte sie mit Sicherheit auf der richtigen Zeremonie bestanden, damit Bella in den Schleier eintreten konnte.

O ... *lieber Himmel*. Zu glauben, dass sie aufgegeben hatten, und es zu wissen, waren zwei ganz unterschiedliche Dinge. Niemand würde sie retten. Niemals.

Da hörte sie plötzlich etwas Seltsames. Und merkte, dass sie schluchzte.

»Ich werde fliehen«, sagte der Vampir mit Nachdruck.

»Und dich nehme ich mit.«

Bella ließ ihre Knie nachgeben und glitt an der welligen Blechwand des Rohrs entlang bis ganz nach unten. Jetzt war sie wirklich tot, oder? Tot und begraben.

Wie grausam passend, dass sie in der Erde feststeckte.

2

Zsadists wuchtige Stiefel trugen ihn durch eine Seitenstraße der Trade Street, die schweren Sohlen zerstampften gefrorenen Matsch und zermalmten das eisverkrustete Profil von Reifenspuren. Er war allein, und es war stockdunkel, da die Ziegelbauten zu beiden Seiten fensterlos waren und die Wolken den Mond verdeckten. Und dennoch funktionierte seine Nachtsicht perfekt, sie durchdrang jede Finsternis. Genau wie seine Wut.

Schwarzes Blut. Was er brauchte, war mehr schwarzes Blut. Er brauchte das Gefühl, wie es über seine Hände floss und in sein Gesicht spritzte und seine Klamotten besudelte. Er brauchte ein Meer von Blut, das über den Boden rann und in die Erde sickerte. Um Bellas Gedächtnis zu ehren, würde er diese Jäger bluten lassen. Jeder Tod war seine Opfergabe an sie.

Er wusste, dass sie nicht mehr am Leben war, wusste tief im Herzen, dass sie auf grausige Weise den Tod gefunden haben musste. Warum also fragte er diese Scheißkerle immer wieder, wo sie war? Er hatte keinen blassen Schimmer. Es war einfach das Erste, was ihm über die Lippen kam, egal wie oft er sich sagte, dass ihr längst nicht mehr zu helfen war.

Und er würde diesen Arschlöchern immer weiter Fragen stellen. Er wollte das *Wo* wissen, das *Wie* und das *Womit*.

Die Antworten würden ihn innerlich zerfressen, doch er musste es wissen. Musste es unbedingt erfahren. Und irgendwann würde einer von ihnen reden.

Z blieb stehen. Sog die Luft ein. Betete darum, dass ihm der süßliche Geruch von Talkum in die Nase stieg. Verflucht, er hielt das nicht mehr lange aus ... dieses Nichtwissen.

Doch dann lachte er bitter. Klar, als ob er das nicht aushalten könnte. Dank seines einhundert Jahre währenden sorgfältigen Trainings mit der Herrin gab es keine Form von Dreck, die er noch nicht gefressen hatte. Körperlicher Schmerz, seelische Qualen, abgrundtiefe Erniedrigung und Demütigung, Hoffnungslosigkeit, Hilflosigkeit: Er hatte alles erlebt, alles erlitten.

Also konnte er auch das hier überleben.

Er blickte hinauf in den Himmel und geriet ins Taumeln, als er den Kopf in den Nacken legte. Rasch stützte er sich an einem Müllcontainer ab, dann holte er tief Luft und wartete darauf, dass das Gefühl des Betrunkenseins verging. Keine Chance.

Zeit, sich zu ernähren. Schon wieder.

Er fluchte, hoffte, er könnte sich noch ein oder zwei Nächte auf den Beinen halten. Gut, er schleppte seinen Körper schon seit Wochen mit reiner Willenskraft durch die Gegend, aber das war nichts Ungewöhnliches für ihn. Und heute Nacht wollte er sich einfach nicht mit der Blutlust befassen.

Komm schon, komm schon ... konzentrier dich.

Er zwang sich dazu weiterzugehen, die Gassen der Innenstadt abzusuchen, sich in das urbane Labyrinth Caldwells, der Kneipen- und Drogenszene New Yorks, hinein- und wieder herauszuschlängeln.

Gegen drei Uhr morgens hatte er solchen Bluthunger, dass er sich stoned fühlte, und nur aus diesem Grund gab er nach. Er konnte die Verfremdung nicht ertragen, das taube Gefühl in seinem Körper. Es erinnerte ihn zu stark an den Opiumrausch, in den er als Blutsklave immer gezwungen worden war.

Er beschleunigte seinen Schritt und machte sich auf den Weg ins *Zero Sum*, dem derzeitigen Stammlokal der Bruderschaft in der Innenstadt. Die Türsteher loteten ihn direkt an der Warteschlange vorbei; die bevorzugte Behandlung war eine der Vergünstigungen, die man bekam, wenn man so viel Asche in dem Laden ließ wie die Brüder. Allein Phurys roter Rauch machte ein paar Riesen Umsatz im Monat, und V und Butch dröhnten sich ausschließlich mit dem edelsten Spirit zu. Und dann waren da noch Zs eigene regelmäßige Erwerbungen.

Im Inneren des Clubs war es heiß und dunkel wie in einer schwülen, tropischen Höhle, in der Technobeats durch die Luft wirbelten. Menschen drängten sich auf der Tanzfläche, schlürften Wasser, schwitzten, kauten Kaugummi, während sie sich zu den pulsierenden Laserstrahlen bewegten. Um die Tanzfläche herum lehnten Körper an den Wänden, in Zweier- und Dreiergrüppchen, wanden sich, berührten sich.

Z marschierte ohne Umwege in die VIP-Lounge. Die Menschenmenge ließ ihn durch, teilte sich wie ein Stück Samt, der zerrissen wird. Obwohl die meisten Leute auf Ecstasy und Koks waren, funktionierte der Überlebensinstinkt dieser überhitzten Leiber immer noch gut genug, um in ihm einen wandelnden Sargdeckel zu erkennen.

Am Ende des Gangs ließ ihn ein kahl geschorener Türsteher in das Herzstück des Clubs ein. Hier war es ver-

gleichsweise ruhig. Zwanzig Tische mit Sitzgelegenheiten standen großzügig verteilt im Raum, das Scheinwerferlicht von der Decke beleuchtete die Tischplatten aus schwarzem Marmor. Die Stammnische der Bruderschaft lag direkt neben dem Notausgang, und Z war nicht überrascht, Vishous und Butch dort zu entdecken, jeder mit einem Cognacschwenker vor sich. Phurys Martiniglas war unbewacht.

Die beiden Brüder wirkten nicht begeistert, ihn hier zu sehen. Nein ... sie schienen eher bei seinem Anblick zu resignieren, als hätten sie darauf gehofft, man nähme ihnen eine Last ab, und er hätte ihnen stattdessen jeweils einen Motorblock zugeworfen.

»Wo ist er?« Z deutete mit dem Kopf auf den Martini seines Zwillingsbruders.

»Besorgt sich hinten Dope-Nachschub«, sagte Butch. »Ihm ist das Rauchkraut ausgegangen.«

Z setzte sich links von ihm an den Tisch und lehnte sich zurück, um dem Lichtkegel auf dem schimmernden Tisch zu entgehen. Um sich herum erkannte er die Gesichter bedeutungsloser Fremder. Die VIP-Ecke wurde von einem harten Kern von Stammgästen besucht, doch keiner der Großverdiener hier suchte gern Kontakt jenseits seines engeren Kreises. Im gesamten Club herrschte der Grundsatz »keine Fragen, keine Antworten«, was ein Grund für die Brüder war hierherzukommen. Obwohl der Eigentümer des *Zero Sum* ein Vampir war, mussten sie ihre wahre Identität unter Verschluss halten.

Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts hatte die Bruderschaft der Black Dagger innerhalb ihrer eigenen Rasse zunehmend ein Geheimnis um ihre Organisation gemacht. Es gab natürlich Gerüchte, und die Zivilbevöl-

kerung kannte einige Namen, aber keine Einzelheiten drangen an die Öffentlichkeit. Das Täuschungsmanöver war begonnen worden, nachdem die Vampirgesellschaft vor etwa einhundert Jahren zu zerfallen begann und tragischerweise das Vertrauen zum Hauptproblem innerhalb der Spezies geworden war. Inzwischen gab es allerdings noch weitere Gründe. Die *Lesser* folterten Zivilisten, um an Informationen über die Bruderschaft zu kommen, weswegen es unerlässlich war, die Tarnung aufrechtzuerhalten.

Das alles hatte dazu geführt, dass die wenigen Vampire, die diesen Laden frequentierten, sich nicht sicher sein konnten, ob die großen Kerle in den Lederklamotten, dem beeindruckenden Alkoholkonsum und den vielen Dollars tatsächlich Mitglieder der Black Dagger waren. Und glücklicherweise verboten es ihre Sitten, und nicht zuletzt die Mienen der Brüder, Fragen zu stellen.

Ungeduldig rutschte Zsadist auf dem Stuhl herum. Er hasste den Club; wirklich. Hasste es, so viele Körper um sich herum zu spüren. Hasste den Lärm. Die Gerüche.

Tuschelnd näherte sich ein Dreiergespann menschlicher Frauen dem Tisch der Brüder. Die drei arbeiteten heute Nacht, wenn auch das, was sie servierten, nicht in ein Glas passte. Das waren die typischen Edelnutten: teure Haarverlängerungen, noch teurere Silikonbrüste und Kleider aus der Sprühdose. Eine Menge dieser wandelnden Lustbarkeiten trieben sich im Club herum, besonders in der VIP-Lounge. Der Reverend, dem das *Zero Sum* gehörte, und der es auch selbst betrieb, glaubte an Produktvielfalt als Geschäftsstrategie, weswegen er ihre Körper ebenso anbot wie den Alkohol und die Drogen. Zudem betätigte sich der Vampir auch als Geldverleiher, beschäftigte ei-

nige Buchmacher und hielt noch jede andere erdenkliche Dienstleistung für seine überwiegend menschliche Kundschaft bereit.

Die drei Prostituierten lächelten und plauderten und boten sich an. Doch keine von ihnen war, wonach Z suchte, und auch Butch hatte kein Interesse. Zwei Minuten später spazierten sie zum nächsten Tisch.

Z war verdammt hungrig, doch es gab eine Sache, die für ihn nicht verhandelbar war, wenn es darum ging, sich zu nähren.

»Hey, ihr Süßen«, sagte eine andere Frau. »Möchte einer von euch ein bisschen Gesellschaft?«

Er blickte auf. Das Gesicht dieser Frau war so hart wie ihr Körper. Schwarze Lederklamotten. Glasige Augen. Kurzes Haar.

Absolut perfekt.

Z legte seine Hand in die Lichtpfütze auf dem Tisch, hob zwei Finger und klopfte dann zweimal mit den Knöcheln auf den Stein. Butch und V fingen an, auf ihren Sitzen herumzurutschen; ihre Anspannung ärgerte ihn.

Die Frau lächelte. »Also gut.«

Zsadist beugte sich nach vorn und erhob sich zu seiner vollen Größe, sodass sein Gesicht vom Scheinwerfer erhellt wurde. Der Blick der Hure erstarrte, und sie machte einen Schritt rückwärts.

Genau in diesem Moment kam Phury durch eine Tür zu ihrer Linken. Seine spektakuläre Haarmähne fing Lichtblitze auf und warf sie zurück. Ihm auf den Fersen folgte ein gemeingefährlich aussehender Vampir mit einem Irokesenschnitt: der Reverend.

Auf dem Weg zum Tisch der Brüder lächelte der Clubeingentümer verkniffen. Seinen amethystfarbenen Augen ent-

ging das Zögern der Prostituierten nicht. »Schönen guten Abend, die Herren. Hast du was vor, Lisa?«

Sofort riss sich Lisa wieder am Riemen. »Ich wollte mich gerade um ihn hier kümmern, Boss.«

»Richtige Antwort.«

Genug gequatscht, dachte Z. »Raus. Sofort.«

Er drückte die Feuerschutztür auf und folgte Lisa in die Gasse hinter dem Club. Der Dezemberwind blies durch die weite Jacke, die er über seine Waffen gezogen hatte, doch die Kälte kümmerte ihn nicht, genauso wenig wie Lisa. Obwohl die eisigen Böen ihr die Frisur zerzausten und sie praktisch nackt war, stand sie, ohne zu zittern, vor ihm, das Kinn hoch erhoben.

Nun, da sie sich darauf eingelassen hatte, war sie vollkommen bereit für ihn. Ein echter Profi.

»Wir tun es hier«, sagte er und trat in den Schatten. Dann holte er zwei Hundertdollarscheine aus der Tasche und hielt sie ihr vor die Nase. Ihre Finger zerknüllten das Geld, bevor sie es in ihren Lederrock schob.

»Wie hättest du's denn gern?« Sie rückte auf ihn zu und wollte ihm die Arme auf die Schultern legen.

Blitzschnell drehte er sie mit dem Gesicht zur Wand. »Fass mich nicht an. Ich bin der Einzige, der hier anfasst.«

Ihr Körper verspannte sich, und ihre Furcht kitzelte ihn in der Nase, ein schwefliges Brennen. Doch ihre Stimme war fest. »Pass bloß auf, Arschloch. Wenn ich mit blauen Flecken zurückkomme, jagt er dich wie ein Tier.«

»Keine Sorge, du kommst schon heil aus dieser Nummer raus.«

Doch sie war immer noch eingeschüchtert.

Normalerweise war Angst das Einzige an einer Frau, was ihn antörnte, der einzige Weg, ihn hart werden zu

lassen. In letzter Zeit allerdings funktionierte das nicht mehr, was ihm auch recht war. Er hatte die Reaktion seines Schwanzes immer verachtet, und da die meisten Frauen sich bei Zsadists Anblick vor Angst beinahe in die Hosen machten, wurde er um einiges häufiger erregt, als ihm lieb war. Überhaupt nicht wäre besser gewesen. Scheiße, er war vermutlich der einzige Mann auf dem Planeten, der gerne impotent gewesen wäre.

»Leg den Kopf zur Seite«, befahl er. »Ohr auf die Schulter.«

Zögernd gehorchte sie und bot ihm ihren Hals dar. Genau deshalb hatte er sie ausgewählt. Kurzes Haar bedeutete, er müsste nichts aus dem Weg schieben. Er hasste es, sie berühren zu müssen.

Beim Anblick ihres Nackens wurde sein Durst stärker, und seine Fänge verlängerten sich. Zur Hölle, er war so ausgetrocknet, dass er sie vollkommen leer saugen könnte.

»Was hast du denn vor?«, fauchte sie. »Mich beißen?«

»Genau.«

Unvermittelt schnellte sein Kopf nach vorn, und er hielt sie fest, als sie mit den Armen um sich schlug. Um es für sie leichter zu machen, beruhigte er sie durch seine Gedanken, entspannte sie, versetzte sie in einen Rausch, der ihr zweifellos sehr vertraut war. Sie wurde ruhiger, und er schluckte, so viel er konnte, ohne zu würgen, schmeckte das Koks und den Alkohol in ihrem Blut ebenso wie die Antibiotika, die sie nahm.

Als er fertig war, leckte er die Einstiche ab, damit der Heilungsprozess schneller in Gang kam und sie nicht verblutete. Dann zog er ihren Kragen über die Bissstelle, löschte sich aus ihrem Gedächtnis und schickte sie zurück in den Club.

Wieder allein ließ er sich gegen die Ziegelwand fallen. Menschliches Blut war so schwach, reichte ihm gerade so zum Überleben. Aber er würde nicht von Frauen seiner eigenen Spezies trinken. Nicht noch einmal. Nie mehr.

Wieder blickte er in den Himmel. Die Wolken, die vorhin das Schneegestöber mit sich gebracht hatten, waren jetzt weg, und zwischen den Gebäuden konnte er einen Streifen des Sternenhimmels entdecken, funkelnd wie ein gigantisches Nadelkissen. Die Konstellation sagte ihm, dass er nur noch zwei Stunden draußen bleiben konnte.

Als er genug Kraft gesammelt hatte, schloss er die Augen und dematerialisierte sich an den einzigen Ort, zu dem er sich hingezogen fühlte.

Gott sei Dank blieb ihm noch genug Zeit, dorthin zu gehen. Dort zu sein.

3

John Matthew stöhnte und drehte sich in seinem Bett auf den Rücken. Die Frau kam ihm nach, ihre nackten Brüste pressten sich an seine breite, nackte Brust. Mit einem verführerischen Lächeln griff sie ihm zwischen die Beine und fand seine harte Begierde. Er warf den Kopf zurück und stöhnte wieder, als sie seine Erektion aufrichtete und sich daraufsetzte. Mit seinen Händen auf ihren Knien fing sie an, ihn langsam und heftig zu reiten.

O ja ...

Mit der einen Hand spielte sie an sich selbst herum; mit der anderen quälte sie ihn, indem sie sich mit der flachen Hand über ihre Brüste hinauf bis zum Hals fuhr und ihr langes platinblondes Haar dabei mit nach oben strich. Ihre Hand wanderte weiter bis zu ihrem Gesicht, dann war der Arm über dem Kopf, ein graziler Bogen. Sie bog sich zurück und drückte die Brüste heraus, die harten Spitzen geschwollen, rosig. Ihre Haut war so blass wie frisch gefallener Schnee.

»Krieger.« Sie hielt inne. »Hältst du das aus?«

Ob er das aushielt? Und ob. Und damit kein Zweifel aufkam, wer hier was aushielt, packte er ihre Oberschenkel und stieß seine Hüften kraftvoll nach oben, bis sie aufschrie.

Als er sich wieder zurückzog, lächelte sie auf ihn her-

ab und ritt ihn immer schneller und schneller. Sie war feucht, und sie war eng, und seine Erektion war im siebten Himmel.

»Krieger, hältst du das aus?« Ihre Stimme war jetzt tief vor Anstrengung.

»Worauf du dich verlassen kannst«, knurrte er. Mann, sobald er gekommen war, würde er sie herumwerfen und gleich wieder in sie eindringen.

»Hältst du das aus?« Immer härter stieß sie zu, den Arm immer noch hoch über den Kopf gehoben, ritt sie ihn wie einen Bullen, bäumte sich auf ihm auf.

Das war großartiger Sex ... unglaublicher, wahnsinniger, großartiger ...

Ihre Worte wurden dumpf, verzerrt ... und die Tonlage fiel unter die weibliche Oktave ab. »Hältst du das aus?«

John spürte einen kalten Schauer. Etwas stimmte hier nicht. Etwas stimmte ganz und gar nicht ...

»Hältst du das aus? Hältst du das aus?« Plötzlich drang eine Männerstimme aus ihrer Kehle, eine Männerstimme verspottete ihn. »Hältst du das aus?«

John bemühte sich, sie abzuwerfen, doch sie klammerte sich an ihn und hörte nicht auf, ihn zu reiten.

»Glaubst du, du hältst das aus? Kannst-du-das-aushalten? *Kannstdudasaushalten?*« Die Männerstimme schrie jetzt, brüllte aus dem Frauengesicht heraus.

Das Messer stieß aus der Luft über ihrem Kopf auf ihn herab – nur, dass sie jetzt ein Mann war, ein Mann mit weißer Haut und blassen Haaren, und Augen in der Farbe des Nebels. Als die Klinge silbern aufblitzte, wollte John sie mit dem Arm abblocken, doch sein Arm war nicht mehr muskelbepackt. Er war dünn und ausgezehrt.

»*Glaubst du, du hältst das aus, Krieger?*«

In einem eleganten Bogen landete der Dolch genau in der Mitte seiner Brust. Ein heißer Schmerz loderte an der Stelle auf, das Feuer rann ihm durch den Körper, prallte innen von seiner Haut ab, bis er hellwach vor Qual war. Ächzend rang er nach Luft und würgte an seinem eigenen Blut, würgte und keuchte, bis auch seine Lungen brannten. Er ruderte wild mit den Armen, kämpfte gegen den Tod, der ihn holen kam ...

»John! John! Wach auf!«

Seine Augen klappten weit auf. Der erste Gedanke war, dass sein Gesicht schmerzte, wenn er auch keine Ahnung hatte, warum, da er doch in die Brust gestochen worden war. Dann bemerkte er, dass er den Mund weit aufgerissen hatte und das ausstieß, was ein Schrei gewesen wäre, hätte er über einen Kehlkopf verfügt. So jedoch kam lediglich ein konzentrierter Luftstrom hervor.

Dann spürte er die Hände ... Hände drückten seine Arme auf die Matratze. Der Schrecken kehrte zurück, und in einem für seine Verhältnisse beachtlichen Aufbäumen warf er seinen mageren Körper vom Bett. Er landete mit dem Gesicht nach unten, seine Wange schlitterte über den rauen Teppichboden.

»John! Ich bin es, Wellsie.«

Die Realität kehrte beim Klang dieses Namens zurück und schüttelte ihn aus seiner Hysterie wie eine Ohrfeige.

O mein Gott ... Alles war gut. Ihm ging es gut. Er lebte.

Er warf sich in Wellsies Arme und vergrub das Gesicht in ihrem langen roten Haar.

»Ist ja gut.« Sie zog ihn auf ihren Schoß und streichelte ihm über den Rücken. »Du bist zu Hause. Du bist in Sicherheit.«

Zu Hause. In Sicherheit. Ja, nach nur sechs Wochen war

dies sein Zuhause ... das erste, das er je besessen hatte, nachdem er im Waisenhaus aufgewachsen war und danach in miesen Löchern gewohnt hatte, seit er sechzehn war. Bei Wellsie und Tohrment jedoch war er zu Hause.

Und hier war er nicht nur in Sicherheit; er wurde auch verstanden. Ach was, er selbst hatte hier erst die Wahrheit über sich erfahren. Bis Tohrment ihn fand, hatte er nicht gewusst, warum er immer anders als die anderen gewesen war, oder warum er so dürr und schwächlich war. Aber männliche Vampire waren eben so – vor ihrer Transition. Selbst Tohr, ein ausgewachsenes Mitglied der Bruderschaft der Black Dagger, war offenbar früher schwächlich gewesen.

Jetzt hob Wellsie Johns Kopf an. »Kannst du es mir erzählen?«

Er schüttelte den Kopf und vergrub sich noch tiefer in ihrem Haar, hielt sie so fest, dass er sich wunderte, wie sie überhaupt noch atmen konnte.

Zsadist materialisierte sich vor Bellas Haus und fluchte leise. Schon wieder war jemand hier gewesen. Im Pulverschnee der Auffahrt sah man frische Reifenspuren und Fußabdrücke, die bis zur Tür reichten. *Mist* ... Da waren sehr viele Fußabdrücke, so viele, dass es so aussah, als hätte jemand das Haus ausgeräumt. Das machte ihn nervös, als verschwänden immer mehr kleine Stückchen von ihr.

Verflucht noch mal. Wenn ihre Familie den Haushalt auflöste, wüsste er nicht mehr, wohin er gehen sollte, um bei ihr zu sein.

Ohne zu blinzeln, starrte er die Veranda und die hohen Fenster des Wohnzimmers an. Vielleicht sollte er sich ein

paar Dinge von ihr einpacken. Das wäre nicht gerade die feine englische Art, aber andererseits war er sich für einen Diebstahl gewiss nicht zu schade.

Wie schon oft dachte er über ihre Familie nach. Er wusste, dass sie Aristokraten waren, doch mehr auch nicht, und er konnte gut darauf verzichten, sie näher kennenzulernen. Selbst an seinen besten Tagen war er grauenhaft im Umgang mit anderen Leuten, doch die Situation mit Bella machte ihn überdies auch gefährlich im Umgang. Nein, Tohrment war der Verbindungsmann zu ihrer Familie, und Z achtete sorgfältig darauf, ihnen nicht zu begegnen.

Er ging hinten um das Haus herum, trat durch die Küche ein und schaltete die Alarmanlage ab. Wie jede Nacht sah er als Erstes nach ihren Fischen. Flocken schwammen auf dem Wasser, ein Anzeichen dafür, dass sich schon jemand darum gekümmert hatte. Es kotzte ihn an, dass man ihm diese Aufgabe abgenommen hatte.

Die Wahrheit war, dass er ihr Haus inzwischen als sein eigenes Heim betrachtete. Er hatte es geputzt und aufgeräumt, nachdem sie entführt worden war. Er war durch alle Zimmer und über alle Stufen gelaufen, hatte aus den Fenstern geblickt und auf jedem Stuhl und jedem Sofa und auch auf dem Bett gesessen. Er hatte sich sogar entschlossen, das Haus zu kaufen, falls ihre Familie den Kasten verkaufen wollte. Zwar hatte er noch nie ein Haus oder besonders viele persönliche Gegenstände besessen, doch diese Mauern und dieses Dach und der ganze Kram darin – alles würde ihm gehören. Es würde ein Schrein für Bella sein.

Z absolvierte einen kurzen Rundgang durch das Haus und machte eine Bestandsaufnahme der Dinge, die entfernt worden waren. Viel war es nicht. Ein Gemälde und

eine silberne Schale aus dem Wohnzimmer, ein Spiegel aus dem Eingangsbereich. Er hätte gern gewusst, warum ausgerechnet diese Gegenstände ausgewählt worden waren, und er wünschte sie zurück an Ort und Stelle, wohin sie gehörten.

Als er wieder in die Küche kam, rief er sich ins Gedächtnis, wie der Raum nach ihrer Entführung ausgesehen hatte. All das Blut, die Glasscherben, die kaputten Stühle, das zerbrochene Geschirr. Sein Blick fiel auf einen schwarzen Gummistreifen auf dem Kiefernboden. Er konnte sich ausmalen, wie er entstanden war. Bella hatte sich gegen den *Lesser* gewehrt, war durch die Küche geschleift worden, und ihre Schuhsohle hatte gequietscht, als sie die Spur hinterließ.

Wut kroch ihm durch die Brust, bis er von diesem hässlichen, allzu vertrauten Gefühl zu keuchen begann. Nur ... Himmel Herrgott, das war doch alles völlig unsinnig: Dass er nach ihr suchte, in ihrem Haus herumtigerte und von ihren Sachen besessen war. Sie waren nicht befreundet gewesen. Nicht einmal gute Bekannte. Und er war die beiden Male, als sie sich begegnet waren, nicht gerade nett zu ihr gewesen.

Das bereute er mittlerweile zutiefst. Er wünschte, er hätte während dieser wenigen Momente, die er mit ihr erlebt hatte, nicht so ... Sich *nicht* zu übergeben, als er festgestellt hatte, dass sie von ihm erregt war, wäre beispielsweise ein ganz guter Anfang gewesen. Aber er konnte die Reaktion nun mal schlecht zurücknehmen. Keine Frau außer seiner kranken, abartigen Herrin war jemals feucht für ihn geworden, weshalb glatte weibliche Haut bei ihm nicht unbedingt die besten Assoziationen auslöste.

Beim Gedanken daran, wie Bella sich an seinen Körper

gedrückt hatte, fragte er sich immer noch, warum sie bei ihm hatte liegen wollen. Sein Gesicht war ein verdammtes Trümmerfeld. Sein Körper sah nicht viel besser aus, wenigstens nicht sein Rücken. Und gegen seinen Ruf wirkte Jack the Ripper wie ein Pfadfinder. Zum Henker, er war wütend auf alles und jeden, und das zu jeder Zeit. Sie hingegen war wunderschön und mitfühlend und freundlich gewesen, eine würdevolle Aristokratin privilegierter Herkunft.

Aber genau ihre Gegensätze waren doch das Entscheidende gewesen, oder etwa nicht? Für sie war er das Neue, Aufregende gewesen, das sie anzog. Das gefährliche Abenteuer. Die wilde Kreatur, die sie für ein, zwei Stunden aus ihrem braven kleinen Leben reißen würde. Und obwohl es wehgetan hatte, genau auf das reduziert zu werden, was er war, hatte er sie trotzdem noch ... wunderbar gefunden.

Hinter sich hörte er eine Standuhr schlagen. Fünf Uhr.

Die Vordertür öffnete sich knarrend.

Völlig lautlos zog Z blitzschnell einen Dolch aus dem Brusthalfter und drückte sich flach an die Wand. Den Kopf hielt er so, dass er den Flur und den Eingangsbereich im Blick hatte.

Butch hielt die Hände hoch, als er hereinkam. »Ich bin's bloß, Z.«

Zsadist ließ die Klinge sinken und steckte sie zurück ins Halfter.

Der ehemalige Cop bei der Mordkommission bildete die große Ausnahme in ihrer Welt; er war der einzige Mensch, der je in den inneren Kreis der Bruderschaft aufgenommen worden war. Butch war Vs Mitbewohner, Rhages Partner beim Gewichtheben und Phurys Shopping-Kumpel. Und aus unerfindlichen Gründen war er völlig besessen von

Bellas Entführung, wodurch er auch mit Z etwas gemeinsam hatte.

»Was gibt's, Bulle?«

»Bist du auf dem Weg nach Hause?« Das war zwar wie eine Frage formuliert, klang aber eher wie ein Vorschlag.

»Noch nicht.«

»Wird schon bald hell.«

Na und. »Hat Phury dich geschickt?«

»Das war meine eigene Idee. Als du von deinem Ausflug nicht zurückgekommen bist, dachte ich mir schon, dass du vielleicht hier bist.«

Z verschränkte die Arme vor der Brust. »Hast du Angst, ich könnte die Frau umgebracht haben?«

»Nein. Ich hab sie noch im Club gesehen, bevor ich gegangen bin.«

»Und warum stehst du jetzt vor mir?«

Der Mann sah aus, als suchte er nach den passenden Worten, während er in den teuren Lederschuhen, auf die er so abfuhr, vor- und zurückschaukelte. Dann knöpfte er den edlen schwarzen Kaschmirmantel auf.

Ach so ... Butch war ein Bote. »Spuck's schon aus, Bulle.«

Immer noch zögernd rieb der Mensch sich mit dem Daumen über die Augenbraue. »Du weißt doch, dass Tohr mit Bellas Familie gesprochen hat, oder? Und dass ihr Bruder ein ziemlicher Hitzkopf ist? Jedenfalls weiß er, dass es jemanden gibt, der regelmäßig hierherkommt. Er hat es durch die Alarmanlage herausgekriegt. Jedes Mal, wenn sie an- oder abgeschaltet wird, empfängt er ein Signal. Er will, dass diese Besuche aufhören, Z.«

Zsadist fletschte die Fänge. »Sein Pech.«

»Er wird Wachen aufstellen.«

»Was zum Teufel geht ihn das eigentlich an?«

»Komm schon, Mann, es ist das Haus seiner Schwester.«
Drecksack. »Ich will das Haus kaufen.«

»Das kommt nicht infrage, Z. Tohr sagte, die Familie wolle es in näherer Zukunft nicht zum Verkauf anbieten. Sie wollen es behalten.«

Einen Augenblick mahlte Z mit den Kiefern. »Bulle, tu dir selbst einen Gefallen und verzieh dich.«

»Ich würde dich lieber nach Hause fahren. Es wird verdammt bald hell.«

»Genau. Und das muss ich mir ganz dringend von einem Menschen erklären lassen.«

Butch fluchte unterdrückt. »Dann lass dich doch knusprig braten, wenn du so scharf darauf bist. Hauptsache, du kommst nicht wieder hierher. Ihre Familie hat schon genug durchgemacht.«

Als die Eingangstür wieder ins Schloss fiel, spürte Z eine Hitzewelle über seinen Körper schwappen, als habe ihn jemand in eine Heizdecke gewickelt und auf die höchste Stufe gestellt. Schweiß brach ihm auf Stirn und Brust aus, sein Magen drehte sich um. Er hob die Hände. Die Innenflächen waren feucht, und die Finger zitterten leicht.

Physiologische Anzeichen von Stress, dachte er.

Eindeutig zeigte er eine gefühlsmäßige Reaktion, wenn er auch keinen blassen Schimmer hatte, worauf. Er bekam nur die Begleitsymptome mit. In seinem Inneren war nichts, jedenfalls kein Gefühl, das er genauer bestimmen konnte.

Er sah sich um und wollte das Haus in Brand stecken, alles in Schutt und Asche legen, damit niemand es haben konnte. Besser als zu wissen, dass er nie wieder hierherkommen konnte.

Das Dumme war nur, dass er das Gefühl hatte, er würde ihr wehtun, wenn er ihr Haus abfackelte.

Wenn er also schon nicht verbrannte Erde hinterlassen konnte, dann wollte er wenigstens etwas mitnehmen. Während er darüber nachdachte, was er mit sich nehmen und sich trotzdem dematerialisieren konnte, legte er die Hand auf die schmale Kette, die sich eng um seinen Hals schloss.

Dieses Schmuckstück mit den winzigen Diamanten gehörte ihr. Er hatte es zwischen den ganzen Trümmern auf dem Terrakottafußboden unter dem Küchentisch gefunden, in der Nacht nach ihrer Entführung. Er hatte es von ihrem Blut gereinigt, den Verschluss repariert und die Kette seitdem immer getragen.

Und Diamanten waren doch unvergänglich? Sie überdauerten alles. Wie seine Erinnerung an sie.

Bevor Zsadist ging, warf er einen letzten Blick auf das Aquarium. Das Futter war jetzt fast verschwunden, von der Oberfläche geschnappt von kleinen aufgesperrten Mäulern, Mäulern, die sich vorsichtig von unten näherten.

John wusste nicht, wie lange er in Wellsies Armen gelegen hatte, aber er brauchte ein Weilchen, um wieder in der Realität anzukommen. Als er sich schließlich ihrer Umarmung entzog, lächelte sie ihn an.

»Bist du sicher, dass du mir nicht von deinem Albtraum erzählen willst?«

Johns Hände bewegten sich, und sie sah ganz genau hin, da sie gerade erst angefangen hatte, die Zeichensprache zu lernen. Er wusste, er redete zu schnell, deshalb nahm er einen Block und einen Stift zur Hand.

Es war nichts. Jetzt geht es mir wieder gut. Aber Danke, dass du mich geweckt hast.

»Willst du wieder ins Bett?«

Er nickte. Es kam ihm so vor, als hätte er seit eineinhalb Monaten nichts getan als geschlafen und gegessen, aber sein Appetit und seine Erschöpfung nahmen einfach kein Ende. Andererseits musste er auch dreiundzwanzig Jahre Hunger und Schlaflosigkeit bekämpfen.

Er legte sich wieder unter die Decke, und Wellsie setzte sich neben ihn. Im Stehen sah man ihre Schwangerschaft noch kaum, aber wenn sie saß, zeigte sich eine deutliche Schwellung unter dem weiten Hemd.

»Soll ich das Licht in deinem Badezimmer anmachen?«

Er schüttelte den Kopf. Dann käme er sich noch mehr wie ein Waschlappen vor, und sein Ego war ohnehin schon total am Boden.

»Ich bin an meinem Schreibtisch, in Ordnung?«

Als sie ging, war er über seine Erleichterung innerlich etwas zerknirscht, doch nach dem Abflauen der Panik schämte er sich einfach. So benahm sich ein Mann einfach nicht. Ein Mann hätte den weißhaarigen Dämon im Traum bekämpft und besiegt. Und selbst wenn er Angst gehabt hätte, dann hätte ein Mann sich nicht zusammengerollt und wie ein Fünfjähriger gezittert, als er aufwachte.

Doch John war eben kein Mann. Zumindest noch nicht. Tohr hatte gesagt, die Wandlung würde erst mit knapp fünfundzwanzig Jahren eintreten. Er konnte es kaum erwarten, bis die nächsten zwei Jahre vorbei waren. Denn selbst wenn ihm nun bewusst war, warum er nur knapp einen Meter siebzig maß und gut fünfzig Kilo wog, war es doch hart. Er hasste den täglichen Anblick seines knochigen Spiegelbildes. Hasste es, Kinderkleidung zu tragen, ob-

wohl er längst alt genug war, um Auto zu fahren, Alkohol zu trinken und zu wählen. Schauderte bei dem Gedanken, dass er noch nie eine Erektion gehabt hatte, nicht einmal, wenn er aus einem seiner erotischen Träume aufwachte. Und eine Frau geküsst hatte er auch noch nicht.

Nein, in Sachen Männlichkeit war er einfach nicht besonders weit. Besonders in Anbetracht dessen, was ihm vor knapp einem Jahr zugestoßen war. Himmel, dieser Überfall jährte sich bald zum ersten Mal, oder nicht? Sein Gesicht verzog sich, als er versuchte, nicht an das schmutzige Treppenhaus zu denken oder an den Mann, der ihm das Messer an die Kehle gehalten hatte, oder an diese furchtbaren Momente, in denen ihm etwas Unwiederbringliches genommen worden war: seine Unschuld.

Er zwang seinen Verstand aus dieser Abwärtsspirale heraus und sagte sich, dass er wenigstens nicht länger ein hoffnungsloser Fall war. Schon bald würde er sich in einen Mann verwandeln.

Die Gedanken an seine Zukunft machten ihn ganz zappelig, und er warf die Decke von sich und ging zum Schrank. Der Anblick war immer noch ungewohnt; noch nie in seinem Leben hatte er so viele Hosen und Pullis besessen, und alle waren so neu und schön ... Alle Reißverschlüsse intakt, keine fehlenden Knöpfe, keine Löcher, keine Risse. Sogar ein Paar nagelneue Turnschuhe stand dort.

Er holte einen Pulli aus dem Schrank und zog ihn an, dann steckte er seine schlaksigen Beine in eine saubere Hose. Im Badezimmer wusch er sich Gesicht und Hände und kämmte sich die dunklen Haare. Dann machte er sich auf den Weg in die Küche und durchquerte Räume, deren Grundriss klar und modern war, die aber mit Möbeln und Kunstwerken aus der italienischen Renaissance

eingrichtet waren und mit dazu passenden Stoffen dekoriert. Als er Wellsies Stimme aus dem Arbeitszimmer hörte, blieb er stehen.

»... muss ein Albtraum gewesen sein. Ich meine, Tohr, er war zu Tode erschrocken ... Nein, er hat sich herausgeredet, als ich ihn danach gefragt habe, und ich hab ihn auch nicht gedrängt. Ich glaube, es wird Zeit, dass er zu Havers geht. Ja ... M-hm. Zuerst sollte er Wrath treffen. Okay. Ich liebe dich, mein *Hellren*. Was? Tohr, mir geht es doch ganz genauso. Ich weiß gar nicht mehr, wie es ohne ihn war. Er ist so ein Segen.«

John lehnte sich an die Wand im Flur und schloss die Augen. Seltsam, er dachte von den beiden ganz genauso.

4

Stunden später, oder zumindest kam es ihr so vor, erwachte Bella davon, dass die Drahtabdeckung beiseitegeschoben wurde. Der süßliche Geruch des *Lesser* waberte zu ihr herab und überlagerte den durchdringenden, feuchten Erdgeruch.

»Hallo, meine Frau.« Das Geschirr um ihren Oberkörper zog sich zusammen, als er sie an den Seilen herauszog, die daran befestigt waren.

Ein Blick in seine blassbraunen Augen, und sie wusste, jetzt war kein guter Zeitpunkt, um Grenzen auszutesten. Er stand unter Strom, sein Lächeln war viel zu überdreht. Und Anspannung bekam ihm überhaupt nicht gut.

Gerade, als ihre Füße den Boden berührten, ruckte er am Geschirr, sodass sie auf ihn fiel. »Ich hab gesagt, hallo, meine Frau.«

»Hallo, David.«

Er schloss die Augen. Er liebte es, wenn sie seinen Namen sagte. »Ich habe etwas für dich.«

Er nahm ihr die Gurte nicht ab, sondern führte sie darin zu dem Edelstahl Tisch in der Mitte des Raumes. Als er sie mit den Handschellen an den Tisch fesselte, wusste sie, dass es draußen noch dunkel sein musste. Nachlässig wurde er nur tagsüber, wenn sie nicht weglaufen konnte.

Der *Lesser* ging vor die Tür und ließ sie weit offen ste-

hen. Es folgten ein Schlurfen und Knurren, dann schleppte er einen halb bewusstlosen Vampir herein. Der Kopf des Gefangenen rollte auf den Schultern herum, als wäre im Genick ein Scharnier kaputt. Seine Füße schleiften über den Boden. Er trug eine vormals elegante schwarze Hose und einen Kaschmirpulli, doch jetzt waren die Kleider zerissen, nass und blutverschmiert.

Mit einem unterdrückten Stöhnen schob sich Bella rückwärts, bis die angespannte Kette sie daran hinderte, noch weiter zu gehen. Sie konnte die Folter nicht mit ansehen; sie konnte es einfach nicht.

Der *Lesser* wuchtete den Vampir auf den Tisch und streckte ihn flach aus. Rasch wickelte er Ketten um seine Hand- und Fußgelenke und befestigte sie dann mit Metallklammern. Sobald die trüben Augen des Gefangenen die Regale mit den Werkzeugen entdeckten, verfiel er in Panik. Er riss an den Stahlfesseln, wodurch sie gegen den Metalltisch rasselten.

Bella sah dem Vampir in die blauen Augen. Er hatte furchtbare Angst, und sie wollte ihn beruhigen, doch sie wusste, das wäre nicht klug. Der *Lesser* beobachtete sie, wartete.

Und dann zückte er ein Messer.

Der Vampir auf dem Tisch schrie auf, als sich der *Lesser* über ihn beugte. Doch David schlitzte lediglich den Pulli des Gefangenen auf und entblößte seine Brust und seinen Hals.

Obwohl Bella sich dagegen wehrte, regte sich Blutlust in ihr. Es war lange her, seit sie sich genährt hatte, vielleicht schon Monate, und nach all den Belastungen brauchte ihr Körper unbedingt, was nur das Blut des anderen Geschlechts ihr geben konnte.

Der *Lesser* nahm sie am Arm und zog sie um den Tisch herum. Die Handschellen glitten an dem um den Tisch herumlaufenden Griff mit.

»Ich dachte mir, dass du bestimmt inzwischen Durst hast.« Er rieb ihr mit dem Daumen über den Mund. »Also habe ich dir diesen hier geholt, damit du dich an seiner Vene nähren kannst.«

Sie riss die Augen auf.

»So ist es. Er gehört dir allein. Ein Geschenk. Er ist frisch und jung. Besser als die zwei, die in den Rohren stecken. Und wir können ihn so lange behalten, wie er dir dienlich ist.« Der *Lesser* schob ihre Oberlippe zurück. »Sieh dir das an ... diese Fänge werden immer länger. Meine Frau ist hungrig.«

Seine Hand umklammerte ihren Nacken, und er küsste sie und leckte sie mit seiner Zunge ab. Irgendwie gelang es ihr, den Würgereiz zu unterdrücken, bis er den Kopf wieder hob.

»Ich habe mich schon immer gefragt, wie das wohl aussieht.« Seine Augen tasteten ihr Gesicht ab. »Meinst du, es macht mich an? Ich bin nicht sicher, ob ich das geil finden will oder nicht. Ich glaube, ich mag dich lieber rein. Aber du musst das tun, oder? Sonst stirbst du.«

Er drückte ihren Kopf auf die Kehle des gefesselten Vampirs herunter. Als sie sich sträubte, lachte der *Lesser* leise und raunte ihr ins Ohr. »So ist es brav. Wenn du ihn bereitwillig genommen hättest, hätte ich dich wahrscheinlich aus Eifersucht geschlagen.« Mit der freien Hand streichelte er ihr übers Haar. »Und jetzt trink.«

Bella sah dem Vampir in die Augen. *Lieber Himmel ...*

Der Mann hatte aufgehört, sich zu wehren, und starrte sie unverwandt an, seine Augen fielen ihm beinahe aus

dem Kopf. So hungrig sie auch war, sie konnte den Gedanken nicht ertragen, von ihm zu trinken.

Jetzt wurde der Griff ihres Peinigers um ihren Nacken fester und seine Stimme gemeiner. »Du solltest besser trinken. Es hat mich verdammt viel Mühe gekostet, dir dieses Geschenk zu besorgen.«

Sie öffnete den Mund, ihre Zunge war vor lauter Durst rau wie Schleifpapier. »Nein ...«

Da hielt der *Lesser* ihr das Messer vor die Augen. »So oder so wird er vor Ablauf der nächsten Minute bluten. Wenn ich mich um ihn kümmerge, macht er es nicht lang. Also vielleicht möchtest du es mal probieren, *Frau?*«

Tränen traten ihr in die Augen angesichts der Schändung, die sie begehen würde. »Es tut mir so leid«, flüster- te sie dem angeketteten Vampir zu.

Heftig wurde ihr Kopf zurückgerissen, und eine Handfläche traf sie von links. Der Schlag riss ihren gesamten Oberkörper herum, und der *Lesser* hielt sie an einer dicken Haarsträhne fest, damit sie nicht hinfiel. Er zog sie brutal zu sich heran. Wo das Messer hingera- ten war, konnte Bella nicht sagen.

»Du entschuldigst dich nicht bei dem da.« Seine Hand umschloss fest ihr Kinn, die Fingerspitzen bohrten sich in das Fleisch unterhalb der Wangenknochen. »Ich bin der Einzige, um den du dich kümmerst. Haben wir uns verstanden? Ich sagte, *haben wir uns verstanden?*«

»Ja«, keuchte sie.

»Ja, was?«

»Ja, David.«

Er bog ihr den freien Arm auf den Rücken, ein heftiger Schmerz fuhr ihr in die Schulter. »Sag mir, dass du mich liebst.«

Aus dem Nichts heraus loderte ein Feuersturm der Wut in ihrem Brustkorb auf. *Niemals* würde sie dieses Wort zu ihm sagen. *Niemals*.

»Sag mir, dass du mich liebst«, brüllte er ihr seine Forderung ins Gesicht.

Ihre Augen blitzten auf, und sie fletschte die Fänge. Sofort geriet seine Erregung völlig außer Kontrolle, sein Körper begann zu beben, sein Atem ging schneller. Er war augenblicklich bereit zu einer körperlichen Auseinandersetzung, kampflüstern, aufgerichtet wie zum Sex. Das war der Teil der Beziehung, für den er lebte. Er liebte es, mit ihr zu kämpfen. Hatte ihr erzählt, dass seine frühere Frau nicht so stark wie sie gewesen war, nicht so lange durchgehalten habe, bis sie bewusstlos wurde.

»Sag mir, dass du mich liebst.«

»Ich. Verabscheue. Dich.«

Als er die Hand hob und zur Faust ballte, funkelte sie ihn wortlos an, ruhig, gefasst, bereit für seinen Schlag. So blieben sie lange Zeit stehen, ihre Körper wie Zwillingssbögen in Herzform regungslos angespannt, aneinandergelassen durch die unsichtbaren Fäden der Gewalt, die zwischen ihnen verliefen. Hinter ihnen wimmerte der Vampir auf dem Tisch.

Da plötzlich streckte der *Lesser* seine Arme aus, und er vergrub das Gesicht an ihrem Hals. »Ich liebe dich«, sagte er. »Ich liebe dich so sehr ... ich kann ohne dich nicht leben ...«

»Ach du Scheiße«, ertönte es plötzlich hinter ihnen.

Bella und der *Lesser* wandten ruckartig den Kopf in Richtung der Stimme. Der Eingang zum Überzeugungszentrum stand weit offen, und ein hellhaariger Vampirjäger war im Türrahmen stehen geblieben.

Nun brach er in Gelächter aus und sagte dann die vier Worte, die alles darauf Folgende auslösten: »Das werde ich melden.«

Blitzschnell rannte David dem anderen *Lesser* hinterher und jagte ihn nach draußen.

Bella zögerte keine Sekunde, als die ersten Kampfgeräusche ertönten. Sie machte sich sofort über die Fesseln des Vampirs her, löste die Metallklammern, wickelte die Kette ab. Keiner von beiden sprach ein Wort, während sie erst seine rechte Hand befreite und dann am rechten Knöchel weitermachte. Sobald er konnte, riss der Gefangene hektisch an den Fesseln auf seiner linken Seite. Dann war er frei, sprang vom Tisch und betrachtete hilflos die stählerne Handschellen, die Bella an der Flucht hinderten.

»Du kannst mich nicht retten«, sagte sie zu ihm. »Er hat den einzigen Schlüssel.«

»Ich kann es nicht fassen, dass du noch lebst. Ich habe von dir gehört ...«

»Geh, jetzt geh schon ...«

»Er wird dich umbringen.«

»Nein, das wird er nicht.« Sie wünschte sich zwar, tot zu sein, aber das machte es nicht wahr. »Geh! Dieser Kampf wird nicht ewig dauern.«

»Ich werde dich holen.«

»Sieh einfach nur zu, dass du nach Hause kommst.« Als er den Mund wieder öffnete, befahl sie: »Halt verdammt noch mal die Klappe und konzentrier dich. Wenn du kannst, sag meiner Familie, dass ich nicht tot bin. Geh!«

Der Mann hatte Tränen in den Augen, als er sie schloss. Er holte zweimal tief Luft ... und dematerialisierte sich.

Bella begann so heftig zu zittern, dass sie zu Boden sank, den an den Tisch gefesselten Arm über den Kopf haltend.

Die Kampfgeräusche von draußen hörten plötzlich auf. Stille. Dann gab es einen Lichtblitz und ein Knall ertönte. Sie wusste ohne Zweifel, dass David gewonnen hatte.

O gütige Jungfrau der Schrift... Das würde schlimm werden. Das würde ein sehr, sehr schlimmer Tag.

Zsadist blieb bis zum allerletzten Moment auf Bellas schneebedecktem Rasen stehen, dann dematerialisierte er sich in das trostlose, finstere Ungeheuer von einem Anwesen, in dem die gesamte Bruderschaft lebte. Das Herrenhaus sah aus wie die Kulisse eines alten Horrorfilms. Überall gab es schaurige Wasserspeier und Schatten und Bleiglasfenster. Vor dem Steinkasten gab es einen Hof, auf dem eine Reihe von Autos parkte, sowie ein Pförtnerhäuschen, das Butch und V als Junggesellenbude diente. Eine sechs Meter hohe Mauer umschloss das Gelände. Um hineinzugelangen, musste man zwei vorgelagerte Tore passieren, und eine Reihe böser Überraschungen diente dazu, unerwünschte Besucher abzuschrecken.

Z ging auf den Eingang des Haupthauses zu und öffnete eine der mit Stahl verkleideten Flügeltüren. Im Vorraum tippte er einen Code in ein Tastenfeld ein und wurde sofort eingelassen. Mit einer Grimasse betrat er die Halle. Der riesige Raum mit den juwelenfarbenen Wänden, dem Blattgold und dem bunten Mosaikfußboden wirkte auf ihn wie eine überfüllte Kneipe: totale Reizüberflutung.

Zu seiner Rechten hörte er die Geräusche eines vollen Esszimmers: das leise Klappern von Silberbesteck auf Porzellan, undeutliche Worte von Beth, ein Kichern von Wrath ... und dann Rhages Bass, der sich einschaltete. Es gab eine Pause, vermutlich weil Hollywood eine Grimasse

zog, und dann ertönte allgemeines Gelächter wie klingende Murmeln auf einem sauberen Fußboden.

Er hatte keine Lust, sich mit seinen Brüdern anzulegen, geschweige denn, mit ihnen zu essen. Inzwischen wüsten sie sicher alle, dass er wie ein Schwerverbrecher aus Bellas Haus gejagt worden war, weil er sich zu oft dort herumdrückte. Innerhalb der Bruderschaft konnte man schlecht ein Geheimnis bewahren.

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, stieg Z die große Freitreppe hinauf. Je schneller er rannte, desto gedämpfter wurden die Geräusche der Mahlzeit, und die Stille war ihm angenehm. Oben wandte er sich nach links und ging dann einen langen Flur entlang, der von antiken Statuen gesäumt war. Die marmornen Athleten und Krieger wurden indirekt aus den Nischen hinter ihnen beleuchtet, ihre weißen Arme, Beine und Oberkörper zeichneten ein Schattenmuster auf die blutrote Wand. Wenn man schnell genug daran entlanglief, erweckte der Rhythmus die Statuenkörper scheinbar zum Leben.

Sein Zimmer lag am Ende des Flurs, und als er die Tür öffnete, traf er auf eine Wand aus Kälte. Er stellte nie die Heizung oder die Klimaanlage an, genau wie er niemals im Bett schlief, oder das Telefon benutzte, oder etwas in die antiken Kommoden legte. Der Wandschrank war das Einzige, was er brauchte, und dorthin ging er, um seine Waffen abzulegen. Er bewahrte sie und die Munition in dem feuerfesten Schränkchen ganz hinten auf, und seine vier T-Shirts und drei Hosen hingen eng zusammen. So spärlich bestückt wie der begehbbare Schrank war, fühlte er sich bei seinem Anblick oft an Skelette erinnert, all diese leeren Kleiderbügel und Messingstangen wirkten so zerbrechlich und dürr.

Er zog sich aus und duschte. Er hatte Hunger, aber dabei beließ er es gern. Der Schmerz eines leeren Magens, das trockene Lechzen nach Wasser ... sich das zu verweigern, was unter seiner Kontrolle stand, entspannte ihn immer. Wenn er es auch noch durchziehen könnte, ohne Schlaf auszukommen, würde er sich das auch noch versagen. Und diese gottverdammte Blutlust ...

Er wollte sauber sein. Innerlich.

Als er wieder aus der Dusche kam, schor er sich mit einem Rasierer den Schädel. Nackt, ausgekühlt und groggy ging er zu seinem kahlen Lager auf dem Fußboden hinüber. Beim Anblick der beiden gefalteten Decken, die ungefähr so viel Polsterung boten wie zwei Heftpflaster, musste er an Bellas Bett denken. Es war breit und ganz weiß. Weiße Kissenbezüge und Laken. Ein dickes weißes Deckbett und ein weißer flauschiger Überwurf lagen darauf.

Er hatte auf ihrem Bett gelegen. Hatte sich eingebildet, sie darin riechen zu können. Manchmal hatte er sich sogar darauf herumgewälzt. Das weiche Bett hatte unter seinem harten Körper nachgegeben. Das war beinahe so gewesen, als hätte sie ihn berührt, und auf eine Art sogar besser, als wenn sie es tatsächlich getan hätte. Er konnte es nicht ertragen, wenn ihn jemand anfasste ... obwohl er sich wünschte, er hätte Bella nur ein einziges Mal an sich herangelassen. Bei ihr hätte er es vielleicht ausgehalten.

Seine Augen wanderten zu dem Totenkopf, der auf dem Boden neben seinem Lager stand. Die Augenhöhlen waren schwarze Löcher, und er stellte sich die Pupille und die Iris vor, die ihn einst daraus angestarrt hatten. Zwischen die Zähne war ein etwa fünf Zentimeter breiter Streifen schwarzen Leders geschoben worden. Traditionell wurden Worte der Hingabe an die Verstorbenen in diesen Leder-

streifen geritzt, doch das Stück, auf das dieser Kiefer biss, war blank. Er legte sich hin, mit dem Kopf neben den Schädel, und die Vergangenheit kehrte zurück, das Jahr 1802 ...

Der Sklave erwachte allmählich. Er lag flach auf dem Rücken und hatte überall Schmerzen, wenn er auch nicht wusste, warum ... bis ihm einfiel, dass er in der vergangenen Nacht in die Transition eingetreten war. Stundenlang hatten ihn die Schmerzen der sprießenden Muskeln, der sich verdickenden Knochen, seines sich verwandelnden Körpers bewegungsunfähig gemacht.

Seltsam ... wahrlich, sein Hals und seine Handgelenke schmerzten auf eine andere Art. Er schlug die Augen auf. Die Decke hing tief, und in den Stein eingezogen waren dünne schwarze Gitterstäbe. Als er den Kopf drehte, sah er eine Eichentür mit weiteren Gitterstäben, die vertikal die dicken Planken herab verliefen. An der Wand waren ebenfalls Stahlbalken sichtbar ... Im Verlies. Er war im Verlies, aber warum? Und er sollte sich sputen, um seine Pflichten nicht zu vernachlässigen ...

Er versuchte, sich aufzusetzen, doch seine Unterarme und Schienbeine waren am Boden befestigt. Seine Augen weiteten sich, er zuckte ...

»Sachte, sachte!« Das war der Schmied. Und er tätowierte gerade schwarze Fesseln um die Trinkstellen des Sklaven.

O allmächtige Jungfrau der Schrift, nein. Nicht das ...

Der Sklave wehrte sich gegen die Fesseln, und der andere Mann blickte ärgerlich auf. »Still, sag ich! Ich werde mich nicht auspeitschen lassen, weil du nicht stillhalten kannst.«

»Ich flehe dich an ...« Die Stimme des Sklaven klang falsch. Sie war zu tief. »Hab Erbarmen.«

Da hörte er ein leises weibliches Lachen. Die Herrin des Haushaltes war in die Zelle getreten, das lange Gewand aus weißer Seide auf dem Steinboden hinter sich herziehend. Ihr blondes Haar fiel ihr verführerisch über die Schultern.

Der Sklave senkte den Blick, wie es sich geziemte, und bemerkte, dass er gänzlich unbekleidet war. Errötend, verlegen wünschte er sich, seine Scham wäre bedeckt.

»Du bist erwacht«, sagte sie und näherte sich ihm.

Er konnte sich nicht vorstellen, warum sie einem von solch niederem Stand wie ihm einen Besuch abstattete. Er war nur ein Küchenjunge, noch unter den Dienstmägden stehend, die den Abtritt säubern mussten.

»Sieh mich an«, befahl die Herrin.

Er tat wie ihm geheißen, obwohl es allem widersprach, was er je gewusst hatte. Nie zuvor war es ihm erlaubt gewesen, ihr in die Augen zu blicken.

Was er darin sah, machte ihn fassungslos. Sie betrachtete ihn, wie ihn noch nie eine Frau angesehen hatte. Gier prägte die edlen Gesichtszüge, ihr dunkler Blick glühte von einer Absicht, die er nicht zu deuten vermochte.

»Gelbe Augen«, murmelte sie. »Wie selten. Wie schön.«

Ihre Hand legte sich auf den nackten Oberschenkel des Sklaven. Bei der Berührung zuckte er zusammen. Beklemmung überkam ihn. Das war falsch, dachte er. Sie sollte ihn dort nicht berühren.

»Was für eine prachtvolle Überraschung du mir beschert hast. Sei dir gewiss, dass derjenige, der dich mir zeigte, von mir gut gefüttert wurde.«

»Herrin ... ich möchte Euch bitten, mich an die Arbeit gehen zu lassen.«

»O, das wirst du, keine Sorge.« Ihre Hand strich über sein Becken, an der Stelle, wo die Schenkel auf die Hüfte trafen. Er zuckte wieder und hörte den unterdrückten Fluch des Schmieds. »Und was für ein Segen das für mich ist. Mein Blutsklave fiel am heutigen Tag einem bedauerlichen Unfall zu Opfer. Sobald sein Quartier gesäubert wurde, wirst du dort einziehen.«

Der Sklave bekam keine Luft mehr. Er hatte von dem Bedauernswerten gewusst, den sie dort eingesperrt hielt, da er ihm Essen in die Zelle gebracht hatte. Manchmal, wenn er das Tablett bei den Wachen ließ, hatte er merkwürdige Geräusche durch die schwere Tür dringen hören ...

Seine Furcht musste in seinem Gesicht deutlich zu lesen gewesen sein, denn die Herrin beugte sich über ihn, kam so nah, dass er das Parfüm auf ihrer Haut riechen konnte. Sie lachte leise und entzückt, als sei seine Furcht eine köstliche Leckerei.

»Wahrlich, ich kann es kaum erwarten, dich zu besitzen.« Sie wandte sich um und funkelte den Schmied an. »Gib Acht auf das, was ich dir gesagt habe, sonst lasse ich dich ins Morgengrauen schicken. Erlaub dir nicht einen Fehltritt mit deiner Nadel. Seine Haut ist viel zu vollkommen, um sie zu entstellen.«

Bald darauf war die Tätowierung beendet, der Schmied nahm die einzige Kerze mit sich und ließ den Sklaven in der Dunkelheit auf dem Tisch festgebunden zurück.

Er bebte vor Verzweiflung und Entsetzen, als ihm sein neuer Rang bewusst wurde. Er war nun der Niederste der Niederen, am Leben erhalten lediglich, um einen anderen zu nähren ... und nur die Jungfrau mochte wissen, was noch seiner harrte.

Es dauerte lange, bis die Tür sich wieder öffnete und

Kerzenschein ihm anzeigte, dass seine Zukunft bereits begonnen hatte: Die Herrin trat ein, in einen schwarzen Umhang gekleidet, begleitet von zwei männlichen Vampiren, deren Vorliebe für ihr eigenes Geschlecht allgemein bekannt war.

»Reinigt ihn für mich«, befahl sie.

Sie sah zu, wie der Sklave gewaschen und geölt wurde, und sie schritt mit dem Kerzenlicht um seinen Körper herum, immer in Bewegung, nie stand sie still. Der Sklave zitterte. Er hasste die Empfindung der Männerhände auf seinem Gesicht, seiner Brust, seinem Geschlecht. Er fürchtete, dass einer von ihnen oder beide versuchen würden, ihn auf unheilige Weise zu nehmen.

Als sie fertig waren, sagte der größere der beiden: »Sollen wir ihn für Euch erproben, Herrin?«

»Heute Nacht werde ich ihn für mich selbst behalten.«

Sie ließ den Umhang fallen und kletterte gelenkig auf den Tisch. Dann setzte sie sich rittlings auf den Sklaven. Ihre Hände fanden seine intimste Stelle, und während sie ihn streichelte, war ihm bewusst, dass die anderen Männer sich selbst in die Hand nahmen. Da der Sklave schlaff blieb, umfing sie ihn mit ihren Lippen. Die Geräusche im Raum waren entsetzlich, das lustvolle Stöhnen der Männer und das Schmatzen und Saugen der Herrin.

Seine Demütigung war vollkommen, als der Sklave zu weinen begann und Tränen aus seinen Augenwinkeln über die Schläfen in die Ohren rollten. Noch nie war er zwischen den Beinen berührt worden. Vor der Transition war sein Körper nicht bereit und nicht fähig zur körperlichen Vereinigung gewesen, wenn ihn das auch nicht daran gehindert hatte, sich darauf zu freuen, eines Tages bei einer Frau zu liegen. Er hatte sich immer vorgestellt, dass der

Akt wunderschön sein würde, denn im Sklaventrakt war er schon gelegentlich Zeuge der fleischlichen Lust geworden.

Doch nun ... die Intimität auf diese Art zu erleben, ließ ihn sich dafür schämen, jemals so etwas herbeigewünscht zu haben.

Unvermittelt gab ihn die Herrin frei und schlug ihm mitten ins Gesicht. Die Fingerabdrücke brannten auf seiner Wange, als sie vom Tisch herunterstieg.

»Bringt mir die Salbe«, zischte sie. »Seine Rute kennt seine Aufgabe wohl nicht.«

Einer der Männer brachte einen kleinen Tiegel zum Tisch. Der Sklave spürte eine seifige Hand auf sich. Er war sich nicht sicher, wem sie gehörte, aber dann war da ein brennendes Gefühl. Ein seltsames Gewicht ließ sich auf seiner Leiste nieder, er spürte, wie sich etwas auf seinem Oberschenkel rührte und dann langsam auf seinen Bauch legte.

»Du ... gütige Jungfrau im Schleier«, murmelte einer der Männer.

»Solche Größe«, raunte der andere. »Er würde noch den tiefsten Brunnen überschwemmen.«

Die Stimme der Herrin klang ähnlich erstaunt. »Er ist gewaltig.«

Der Sklave hob mühsam den Kopf. Auf seinem Bauch lag sein mächtiges, angeschwollenes Glied. Er hatte dergleichen noch niemals zuvor gesehen.

Dann ließ er sich wieder auf den Tisch sinken, und die Herrin erklimm seine Hüften. Dieses Mal fühlte er, was ihn umfing, etwas Feuchtes. Wieder hob er den Kopf. Sie saß rittlings auf ihm, und er war ... in ihrem Körper. Sie bewegte sich auf ihm, stieß sich auf und nieder, keuchte. Undeutlich nahm er wahr, dass die anderen Männer im

Raum wieder stöhnten, die kehligen Laute wurden immer lauter, während sie sich schneller und schneller bewegte. Und dann ertönten Schreie, ihre, die der Männer.

Die Herrin sank auf die Brust des Sklaven. Immer noch atmete sie schwer, dann befahl sie ihren Dienern: »Haltet seinen Kopf fest.«

Einer der Männer legte dem Sklaven eine Hand auf die Stirn und streichelte mit der anderen sein Haar. »Wie schön. Wie weich. Und all diese Farben.«

Da vergrub die Herrin ihr Gesicht am Hals des Sklaven und biss ihn. Er schrie auf ob des Schmerzes und der Schändung. Zwar hatte er schon Männer und Frauen voneinander trinken sehen, und es war ihm immer ... richtig erschienen. Doch das hier tat weh und machte ihn schwindlig, und je stärker sie an seiner Vene saugte, desto benommener wurde er.

Er musste wohl ohnmächtig geworden sein, denn als er wieder erwachte, hob sie den Kopf und leckte sich die Lippen. Sie kletterte von ihm herunter, warf sich den Umhang über, und die drei ließen ihn allein in der Dunkelheit. Nur Augenblicke später betraten Wachen, die er erkannte, die Zelle.

Die anderen Männer vermieden es, ihn anzublicken, obwohl er mit ihnen früher auf freundlichem Fuße gestanden hatte, da er ihnen immer ihr Ale gebracht hatte. Jetzt jedoch hielten sie die Augen von ihm abgewandt und sprachen nicht. Er sah an sich herunter und stellte zu seiner Schande fest, dass die Wirkung jener Salbe immer noch vorhielt und sein Stab immer noch groß und hart war.

Der Schimmer darauf verursachte ihm Übelkeit.

Verzweifelt wollte er den Wachen erklären, dass es nicht seine Schuld war, dass er mit aller Willenskraft versuchte,

das Fleisch zu besiegen, doch er schämte sich zu sehr, um ein Wort herauszubringen. Die Männer lösten die Fesseln an seinen Armen und Beinen. Als er aufstehen wollte, gaben seine Beine nach, da er stundenlang flach auf dem Rücken ausgestreckt gelegen hatte und seine Transition erst einen Tag hinter ihm lag. Niemand half ihm bei seinen Bemühungen, aufrecht stehen zu bleiben, und er wusste, es lag daran, dass sie ihn nicht berühren wollten, nicht einmal in seiner Nähe sein wollten. Er wollte sich bedecken, aber sie legten ihn mit geübten Griffen in Ketten, sodass er keine Hand frei hatte.

Die Scham wurde noch gesteigert, als er den Flur herablaufen musste. Er konnte das schwere Gewicht an seiner Hüfte spüren, es hüpfte bei jedem Schritt, wippte obszön. Wieder stiegen ihm Tränen in die Augen und tropften über seine Wangen, und einer der Wachmänner schnaubte angewidert.

Man brachte den Sklaven in einen anderen Teil des Schlosses, in einen weiteren Raum mit massiven Wänden und eingearbeiteten Stahlgittern. Dieser verfügte über ein Bettpodest und einen richtigen Nachttopf und einen Teppich, und Fackeln waren hoch an den Wänden angebracht. Mit ihm wurde auch Essen und Wasser hereingebracht, ein Küchenjunge, den er schon sein ganzes Leben kannte, hatte die Nahrungsmittel abgestellt. Auch dieser junge Vampir, der noch vor seiner Transition stand, mied nun seinen Blick.

Man löste die Fesseln an den Händen des Sklaven und sperrte ihn ein.

Zitternd und bloß kauerte er sich in einer Ecke auf den Boden. Sanft schlang er die Arme um seinen Körper, denn niemand sonst würde ihm mit Zärtlichkeit begegnen, und

